

„Ohne Traurigkeit!“
Meinem Vater zum 80.

Karl Hermann Ritter

Hermann Ritter

Inhalt

| | |
|---|----|
| Einführendes (Hermann Ritter) | 3 |
| Diverses oder Vorwort(e) | 4 |
| Hutgröße 63..... | 4 |
| Vermischtes | 6 |
| OM..... | 7 |
| Ab 1931 | 9 |
| Meierei Bolle | 9 |
| Krippengeschichte für Jakob & Emil..... | 14 |
| Exkurs: Die Heiligen Drei Könige | 21 |
| 1934: Kindergarten, Papas Arbeitsplatz, Schlittschuhlaufen, schöne Frauen, Hermann heißt er | 27 |
| 1938..... | 30 |
| Ab 1941: Sexta und Quinta in der Friesen-Oberrealschule zu Charlottenburg (.....) | 31 |
| Pimpfe | 36 |
| KLV – Kinderlandverschickung..... | 39 |
| Kreuz und quer | 43 |
| Bis 1942: Der Gemüsehändler | 47 |
| 1944: Berlin | 53 |
| 1945..... | 60 |
| Ab 1945 | 61 |
| Eigener Herd..... | 61 |
| Brennholz | 62 |
| 1954: Augenklinik | 70 |
| Die 60er | 73 |
| Um 1990: Growin und Klewian (.....) | 75 |
| Die 90er: Zigarren verboten | 79 |
| Rede ohne Traurigkeit | 80 |

Einführendes (Hermann Ritter)

In den ersten Papierstapeln, die ich nach Vaters Tod auffand, befanden sich schon biographische Notizen. Ich habe in den folgenden Monaten alle Texte, die mir da „zugehörig“ erschienen, gesammelt.

Drei Textsammlungen habe ich verarbeitet. Das eine waren die von Vater selbst geschriebenen Dateien, die ich liebe- und mühevoll aus drei unterschiedlichen Rechnern rekonstruieren ließ. Das zweite ist eine schwarze Kladde wahrscheinlich tschechoslowakischen Ursprungs, in der sich der Entwurf zu „Ich habe Hutgröße 63“, ein paar Redeentwürfe, diverse Notizen über Firmenprodukte und einige Gedichte finden. Das dritte ist eine von Vater selbst mit „Biografie“ beschriftete gelbe Mappe, in der sich unterschiedlichste Versionen einzelner Kapitel im Ausdruck befanden.

Am Ende der Kapitel in dieser Version ist die Art der Quelle vermerkt. Auslassungen habe ich mit (...) markiert, außer Rechtschreibkorrekturen habe ich am Text keine Änderungen vorgenommen.

Eine Biographie hatte Vater also geplant, es gibt Entwürfe (eher: Fragmente) für ein Vorwort. Viele Kapitel sind genau das: Kapitel einer zu schreibenden Biographie, die aber nie vollendet wurde (oder ich habe sie nicht gefunden, was bei den vorhandenen Papierstapeln in seiner Wohnung möglich, aber unwahrscheinlich ist). Eine zeitliche Abfolge habe ich versucht; da die Texte selbst in der Zeit hin- und herspringen, war es mir nicht immer möglich. Ich habe nach einigem Nachdenken darauf verzichtet, die Texte zu „zerschneiden“, um sie zeitlich zu sortieren. Das hätte den Lesefluss gestört (und wäre wohl nicht in seinem Sinne gewesen). Ebenso habe ich darauf verzichtet, alle Doppelungen mit Gewalt zu entfernen. Wenn eine Geschichte unterschiedlich erzählt zwei Mal passt, dann passt sie halt.

Zu seinem 80. wollte ich jetzt all das zusammentragen und soweit möglich, in eine lesbare Form finden. Ich habe versucht, als Lektor zu denken, nicht als Redakteur – was bei den Texten des eigenen Vaters sehr, sehr, sehr schwer ist. Nun, die Texte sind nicht von mir, also fällt jeder inhaltliche Kommentar auf Vater zurück ...

Ich hoffe, die Sammlung unterhält. Mir hat es geholfen, das „Licht meiner Erinnerung“ ein wenig aufzuhellen und mir einige Dinge an ihm zu zeigen, die mir neu (oder: in dieser Form neu) waren.

Hermann Ritter

Zu Vaters 80. Geburtstag am 24.04.2011.

Diverses oder Vorwort(e)

Hutgröße 63

Ich habe Hutgröße 63.

Sofern dieser beträchtliche Kopfumfang darauf zurückzuführen ist, dass mein Schädel besonders viel Gehirnmasse enthält und sofern das wiederum bedeutet, dass ich besonders klug bin, so möchte ich diesen Umstand nicht mir selbst zur Ehre anrechnen. Schließlich habe ich mich nicht gemacht. Auch meine Eltern hatten, als sie mich zeugten, hoffentlich nicht die Absicht, einen Denker in die Welt zu setzen, sondern ließen sich dabei von ganz anderen Wünschen leiten. Kurzum: Ich möchte, was den Ruhm meines Namens angeht, hinsichtlich der nachfolgenden Darlegungen ganz auf einen solchen verzichten. Auch auf materiellen Gewinn möchte ich verzichten. Im Gegenteil stelle ich meine Gedanken jedermann nicht nur kostenlos zur Verfügung, sondern ich bitte sogar darum, mein Werk mit eigenen Korrekturen auszustatten, es nach eigenem besseren Wissen zu ergänzen, abzuändern, fortzuschreiben und in jeder beliebigen Form unter jedem beliebigen Namen zu veröffentlichen oder sonstwie zu verwenden.

Einschränkend muss ich allerdings zugeben, dass ich selbst bei der Verwendung sogenannten geistigen Eigentums anderer auch nicht kleinlich war. Es gibt Bücher, deren Verfasser alle, aber auch alle aufzählt, die am Entstehen mitgewirkt haben, Bis hin zur Druckerei, Buchbinderei, bis hin zur künstlerischen Gestaltung des Umschlages. Ein Hinweis allerdings fehlt immer: der Erfinder des Papiers war ein chinesischer Kastrat namens Tsai Lun. Hätte er nicht das erste Blatt Papier geschöpft, dann wäre es bald nach ihm ein anderer gewesen.

Was soll es also? Kein Mensch dieser Welt wäre lebensfähig, würde er neben seinen eigenen Erkenntnissen nicht auch die Erfahrungen anderer nutzen. Das beginnt mit der Geburt. Ignaz Semmelweiß entdeckte die Ursache des Kindbettfiebers. Danken wir ihm dafür! Gedenken wir aber des Unbekannten, der sie bald nach ihm entdeckt hätte, wäre Ignaz Semmelweiß nicht gewesen. Danken wir allen, die denken und ihre Gedanken mitteilen. Kein Gedanken ist so blöde, dass er nicht wert wäre, gedacht zu sein. Keine Niederschrift von Gedanken ist so dumm, dass sie besser unterblieben wäre. Eitel jedoch ist es, sich mit den eigenen Gedanken allzu wichtig zu nehmen. Im Grunde genommen ist die Menschheit ein Denkkollektiv. Gewiss, in einem Kollektiv kann man einzelne lobend hervorheben. Ihre Eitelkeit tätscheln. Wie bei Graham Bell, der eingeladen wurde, in feierlicher Anerkennung seiner beträchtlichen Verdienste um die Entwicklung des Telefons in einer Feierstunde das weltweit allererste Ferngespräch zu führen. Diese Aufforderung traf den Erfinder unvorbereitet. So lautet dann der erste denkwürdige Satz, der durch eine Telefonleitung in weite Ferne gesprochen wurde: „Das Pferd frisst keinen Gurkensalat!“

Was meine Geburt betrifft, so habe ich Anlass zu der Vermutung, dass ich kein Wunschkind war. In die schwere Wirtschaftskrise wurde ich hineingeboren. Mein Vater war arbeitslos. Meine Eltern hatten eine kleine Drogerie gepachtet. Den Lehrling hatten sie mit übernommen. Der wurde zur Seele des Ladengeschäftes. Meine Mutter, mit mir hochschwanger, hatte keine Ahnung vom Drogeriefach. Mein Vater auch nicht. Er hatte sich

im Hinterraum eine kleine Werkstatt eingerichtet, wo er an dem Modell eines Hauswassermessers bastelte. Es war auch ein kleines Klosett dabei. Unter dem Wasserkasten der Spülung hatte Papa sein Modell installiert. Viele Stunden verbrachte er auf der Toilette, setzte hunderte Mal die Spülung in Gang. Er feilte und werkelte. Er galt rundum als ein Spinner. Die Drogerie trieb der Pleite entgegen, weil ringsum der kleine Kundenstamm keine Kaufkraft mehr hatte. Die Menschen litten große Not.

Meine kleine Schwester Gisela wurde in die Obhut eines katholischen Kinderheimes gegeben, als meine Geburt nahte. Als ich das Licht der Welt erblickte, starb Giselchen an Keuchhusten. Ihr Grabkreuz hat Papa in seiner kleinen Werkstatt selbst angefertigt. Nach Giselchens Beisetzung wickelte sein Papa sein Modell eines Hauswassermessers in Packpapier, lieh sich von meinem Patenonkel Karl Bormann das Fahrgeld Köln-Berlin und zurück.

Es geschah ein Wunder. Die Leute bei Siemens waren begeistert von seiner Erfindung. Er bekam die Anstellung als Ingenieur und eine Anzahlung auf seine Erfindung 30.000 Rentenmark. Das war damals – nach der Inflation der alten Reichsmark – eine Riesensumme.

Ein Telefon hatten meine Eltern nicht. Er schickt ein Telegramm und Stunden später stieg er aus dem Zug. Er hatte die Zeit vor der Abfahrt in Berlin genutzt, um sich neu einzukleiden. Meine verhärmte Mutter, die Oma und Karl Bormann standen am Bahn ...¹

(Handschriftliche Notiz/Abgetippter Ausdruck)

¹ Hier endet der Text unvermittelt. HR

Vermischtes

Berühmte Autoren beschrieben Reisen durch das wilde Kurdistan. Gibt es eine wildere Reise als die durch das Leben, in das wir ungefragt hineingeboren werden?

Und dazu die spannende Frage: Warum das Ganze?

Ich schreibe jetzt über das größte Geheimnis, dem ich begegnet bin.

Ich schreibe über mich. Warum bin ich? Keine Angst, ich sage es freimütig vorweg: Ich weiß es nicht.

Jeder hat das Recht auf Kenntnis seiner eigenen Abstammung, hat 1989 der Bundesgerichtshof im Rahmen des Persönlichkeitsrechtes unter dem späteren Bundespräsidenten Roman Herzog verfügt. Die Herrscher in den roten Roben.

Meine Geburt am 24. April 1931 war schwarz überschattet durch den Tod meiner damals zweijährigen Schwester Gisela drei Tage vorher an Keuchhusten.

(Aufgefundene Datei)

Ich bin vor wenigen Tagen 70 geworden. Viele Freunde haben mich fröhlich gefeiert. Was mache ich nun auf meine alten Tage? Da habe ich mir vorgenommen, zum ersten Mal in meinem Leben ein Buch zu schreiben. Keine „Gedanken und Erinnerungen“ (Bismarck) oder „Dichtung und Wahrheit“ (Goethe) sondern ...

Mal abwarten, was ich zustande bringe.

(Aufgefundene Datei)

OM

Ich beginne meine Biografie vierundsiebzigjährig, am 21. September 2005 im Krankenhaus zu Darmstadt-Eberstadt, und dies in Ermangelung anderer geistiger Zerstreung.

Zunächst gilt es, mich räumlich und zeitlich zu orten.

Das Weltall ist hinsichtlich des Raumes unendlich und bezüglich der Zeit ewig. Wobei die Begriffe Raum und Zeit falsch verwendet sind, denn beide sind nicht denkbar ohne Begrenzung. Nichts ist denkbar ohne Begrenzung, mögen die Grenzen auch noch so offen sein. Doch das Weltall war und ist und wird sein grenzenlos – und dies von Ewigkeit zu Ewigkeit, es die Religionen lehren.

Beim Wort Weltall möchte ich „Welt“ weglassen. All. Das ist ohne Grenzen und es ist ewig. Was soll ich weiter dazu sagen? Was meinen die Buddhisten, wenn sie OM sagen? Ich sage OM zum All. Was denken die Lamas beim OM? Oder beten sie? Oder staunen sie? Oder sagen sie nur OM?

So wie ich: OM.

In der Mitte vom All bin ich. Genau in der Mitte. Wäre ich ein Punkt, so könnte ich mich als Mittelpunkt des Alls bezeichnen. Ich bin genau die Mitte des ewig Seienden. Karl Hermann Ritter ist das Zentrum von Raum und Zeit. Ich war es seit eh und je, ich bin es jetzt und ich werde ewig sein. Ganz knapp gesagt: All – Ich – OM.

So beginnt meine Biografie. Und ich glaube jedes Wort, das ich soeben geschrieben habe. Das schwöre ich. Im weiteren Verlauf dieser Niederschrift werde ich hier und da vielleicht mal ein bisschen flunkern, doch ALL – ICH – OM ist die lautere Wahrheit. Drei reine Silben.

Wollt ihr mich anbeten? Karl Hermann Ritter, den ewigen Mittelpunkt des Alls. Auf den Knien? Auf dem Bauche liegend? Oder stehend – in strammer Haltung oder auch sitzend, ganz ruhmvoll, locker, bequem. Faltet ernst je viel Finger und dreht in den beiden Händen andächtig die Daumen. Tut es jetzt – beginnt in dieser Sekunde. Sprecht OM, immer wieder OM. Sprecht langsam OM – OM – OM ... Hebt Euren Blick, schließt die Augen, dreht die Daumen.

Ich habe als Autor dem Setzer meines Textes die Weisung erteilt, den vorausgegangenen Text auf einer Seite unterzubringen. Darum ist das Format dieses Buches ein wenig größer geraten. Nun hast Du – lieber Leser – umgeblättert. Du hast Dich gelöst von der Weisung, die ich dir erteilt habe. Nun gut – kannst Du schon beurteilen, ob es Dir jetzt gut tut, was ich Dir aufgetragen habe?

Wie oft hast Du die Daumen gedreht? Hundert Mal sollte es sein. Aber zähle nicht mit. Das lenkt dich ab. Tue nichts als immer wieder als: Atme tief ein und dann lass die Luft heraus mit OM.

Nun gebe ich Dir ein Geheimnis preis, welches so unglaublich einfach ist, dass Du lachen wirst, weil er keines es bisher richtig begriffen hat. Ich führe Dich in Deine Wahrheit, die Du nicht wusstest: Alles Seiende ist Mitte. Von Ewigkeit zu Ewigkeit. So lehren die Religionen. In der Endlosigkeit von Raum und Zeit stehst auch Du in der Mitte. Unverrückbar bist Du ewige Mitte. Nun sprich auch Du es bitte: ALL – ICH – OM. Merke Dir diese drei Silben. Du kannst auch Deinen Partner mit hineinnehmen, Deine Kinder, Deine Freunde, Dein Dorf, die Menschheit.

Dann heißt es ALL – WIR – OM.

(Handschriftliche Notiz)

Ab 1931

Meierei Bolle

Jetzt ist die Adventszeit. Früher, als ich ein Bub war so alt wie ihr, da erzählten Eltern, Omas und Opas den Kindern und Enkeln Weihnachtsgeschichten. Jetzt schreibe ich für Euch eine solche. Ich muss mich sehr beeilen, denn in einer Woche ist Heiligabend. Pferde spielen eine große Rolle in der Story. Das Christkind kommt auch drin vor. In der Krippe. Als ich Kind war, gab es viele Pferde auf den Straßen, die dort als Zugpferde arbeiten mussten (Reitpferde gab es nicht bei uns). Demgegenüber fuhren fast keine Autos. Wir Kinder konnten auf der Straße Völkerball spielen, denn Pferde überfahren keine Kinder und Erwachsene auch nur selten. Jeden Tag kam von der Post ein gelber Elektrokarren leise herangeschnurrt, der hat aber nie jemand überfahren. Am Anfang meiner Weihnachtsgeschichte will ich Euch ein paar Pferde vorstellen und gegen Ende meiner Story werdet Ihr sogar Könige kennenlernen. Hoffentlich gelingt mein Vorhaben. Später, wenn Ihr selbst Kinder und noch später, wenn Ihr Enkel habt, lest Ihr ihnen vielleicht vor, was Opa Kalla, einer der vier Urgroßväter Eurer Kinder, einer der acht Ur-Ur-Großvater Eurer Enkel, für die Nachkommenschaft verfasst hat. Aber natürlich nur, wenn die Story gut ist. Entschuldigt bitte, wenn sie etwas lang geraten ist. Ich hatte nicht Zeit genug, um eine kürzere Geschichte zu schreiben. Jedenfalls gebe ich mir Mühe!

Opa Kallas Adventsgeplauder, einfach so dahin geplappert.

Früher, als ich ein Kind war – ab 1931 – zogen Pferde die Wagen auf den Straßen. Autos gab es damals auch schon. Aber es waren viel weniger als heute. In Berlin, der großen Stadt, wo ich aufgewachsen bin, ist Siemensstadt der Vorort, wo wir in der Siemenssiedlung (entworfen vom Bauhaus Dessau) angenehm wohnten. Auch dort fuhren weiße Kastenwagen herum, auf denen in himmelblauen Buchstaben „MEIEREI BOLLE“ stand. Eine Meierei beschäftigt sich mit Milch, Butter, Quark, Käse und Eiern. Und weil diese Molkereiprodukte ja auch an viele Leute verkauft werden sollten, fuhr die MEIEREI BOLLE mit Pferdewagen durch Berlin. Diese rollenden Kühlkisten zog ein milchweißer Schimmel. Vorne, hoch auf dem Kutschbock, saß der Milchkutscher. Hinten am Wagen war ein überdachtes Sitzchen für den Milchmann, wie er genannt wurde. Er war der Verkäufer. Manchmal war der Milchmann ein Milchmädchen. Unserer hieß Walburga und sie war lieblich, lustig und flink. Beide, Milchkutscher und Milchmann, hatten täglich frisch gebügelte weiße Jacken an, hellblau gestreift. Kunden, meistens Frauen und Kinder, standen mit emaillierten Milchkanen am Straßenrand. Sie wussten, wann BOLLE auf der Rundfahrt ungefähr bei ihnen eintreffen würde. Und wenn es ein paar Minuten länger dauerte, dann plauderten die Frauen miteinander und wir Kinder durften nicht die leeren Milchkanen aneinander hauen, weil sonst die schöne Emaille abplatzte. Auch rumhüpfen sollten wir nicht, damit keine Milch verkleckert.

Jetzt, wo ich das schreibe, wird mir bewusst, dass es keine Emaillemilchkanen mehr gibt. Bolles Milchwagen fahren auch nicht mehr. Heute wird die Milch in Supermärkten – die es damals nicht gab – in Paketen aus der Kühltruhe gegriffen. Zuhause kommen die dann in den elektrischen Kühlschränke und bleiben kalt.

Damals gab es auch schon Eisschränke in der Küche. Doch das Eis dafür musste man ebenfalls am Straßenrand kaufen. Dafür fuhr der Eismann herum. Der hatte einen Kastenwagen aus Holzbohlen. Zwei Pferde zogen das gefrorene Wasser. Zuerst belieferte der Eismann, der um den Bauch eine lange Lederschürze trug, seine täglichen Großabnehmer: das Fischgeschäft, die Metzgereien und die Gaststätten. Danach, am frühen Vormittag, hielt er an verschiedenen Plätzen, um ringsum den Stangeneisbedarf der Haushalte zu bedienen. Als ich so groß war wie jetzt Jakob schickte Mama mich mit dem kleinen Eiseimer los. Für 10 Pfennig bekam ich einen Brocken von ungefähr vier Litern, das waren vier Kilo Eis. Da musste ich kleiner Mann schon schleppen. Aber es war nicht weit. Das Eis hatte Trinkwasserqualität. Der Eismann, ein gutmütiger Hüne, schlug für uns Püppies und Piepels – in Berlin wurden kleine Mädchen und kleine Jungens so genannt – mit dem Eispickel zu unserer Erfrischung sogenannte „Lutschzacken“ ab. Speiseeis war damals noch eine Seltenheit und ich erinnere mich gut, wie der erste Italiener im Stadtteil Siemensstadt eine Eisbude eröffnete.

In Pfungstadt habt ihr eine Brauerei. Auch in Berlin und überall sonst gibt es welche. Bierbrauer spannten starke Pferde vor die schweren „Bierkutschen“, auf denen die Bierfässer lagen. Oft fuhren sie vierspännig, also mit vier Pferden vor dem Gefährt. Apfelschimmel haben weißes Fell mit apfelgroßen schwarzen Tupfen. Sie waren als Brauereipferde sehr beliebt. Vor den Kneipen ließen die bärenstarken Bierkutscher die vollen Holzfässer vom Wagen runter auf Lederkissen klatschen und rollten sie behände in die Bierkeller der Schänken. Mit leeren Fässern, die beim Rollen dumpf bollerten, kamen sie zurück und fuhren weiter zur nächsten Gastwirtschaft. Bierkutschen sind ein schöner Anblick.

Auch die schnauzbärtigen Roll-Fuhrleute, allseits bekannt als biedere Grobiane, transportierten Kisten und Kästen, Säcke und Körbe, Möbel und überhaupt alles, was nicht niet- und nagelfest ist, „prompt, sicher und angenehm.“ – wie sie sagten. Das Gleiche sagten sie schon bei den alten Römern, allerdings auf lateinisch: „Cito, tuto, jucunde“. Wenn es trotzdem mal schiefging und die Kutscher nicht mehr weiter wussten, dann waren sie „mit ihrem Latein am Ende“. Das sagt man heute noch, wenn man nicht weiter weiß. Aber dann ging es doch irgendwie. In meiner Geburtsstadt Köln hieß es auf Kölsch (Kölner Dialekt) „et is noch immer joot jejange“ (es ist noch immer gut gegangen) und in Berlin berlinerten die Leute „der olle Fuhrmann hat et mal wieda jeschafft“.

Bei dem schwarzen Fuhrwerk, wenn es beladen vorüber fuhr, lüfteten Männer den Hut oder zogen die Kappe. Soldaten legten die Hand an die Mütze. Der Kutscher trug einen schwarzen Anzug und vorn in der Deichsel schritt ein pechschwarzer Rappen. Die Firma hieß Grieneisen, ein Berliner Bestattungsunternehmen, das in jedem Straßenbahnwagen der deutschen Hauptstadt eine kleine schwarze Plakattafel hat. Darauf steht in silbernen Buchstaben nur ein Wort: „Grieneisen“. Das ist bis heute noch so. Jeder wusste, was gemeint war: Memento Mori. Aber das ist ein anderes Kapitel.

Ein riesiges Gefährt, meiner Meinung nach besonders prächtig anzuschauen, war der Müllwagen. Der hatte hinten dran ein stählernes Klappmaul, das aus großen viereckigen Mülltonnen des benachbarten Müllhauses den Abfall schluckte. Immer zu zweit trugen die Müllwerker ihre schwere Last. Das ging ruck-zuck. Müllwagen wurden von zwei gewaltigen Gäulen gezogen. Papa nannte diese ansehnlichen Rösser, die zum hellbraunen Fell einen kurzgestutzten blonden Schweif und eine blonde Mähne hatten, Belgier. Er fügte die Bezeichnung Kaltblüter hinzu, weil die sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen lassen. Sie

verhielten sich kaltblütig. Im Winter, wenn in Berlin viel Schnee lag, kam der Müllwagen vierspännig. Vor die Belgier war ein Paar „Artilleriepferde“ gespannt, „von der Truppe ausgeliehen“. Papa wusste Bescheid, denn er war Reserveoffizier bei der bespannten Artillerie, bei der schwere Kanonen, die zwei große Räder hatten, hinter Protzen hingen, die von sechs Pferden gezogen wurden. Auf einem der sechs Rösser saß ein Beireiter. Auf der Protze hockten Rücken an Rücken dicht nebeneinander je drei, der Kutscher und fünf Mann, darunter ein Unteroffizier. Die Offiziere ritten nebenher auf Reitpferden und gaben ihre Kommandos. Ich erzähle das auch deshalb, weil Euer Urgroßvater Hermann Ritter, also mein Papa, im ersten und zweiten Weltkrieg Batteriechef sein musste. Papa war nicht begeistert darüber. Er sagte „freiwilliger Zwang“. Ich habe ein kleines Modell von so einem Gespann, das ich Euch gern zeigen werde. Vier solcher Gespanne unterstanden dem Batteriechef, und wenn die auf dem Artillerie-Übungsplatz schossen, war der Lärm fürchterlich. Einmal rollte die ganze Batterie durch die Stadt Potsdam. Voran ritt Papa und ich saß vor ihm im Sattel. Da wäre ich fast geplatzt vor Stolz. Doch am Ende dieses Ausrittes sollte ich allen Pferden ein Stückchen Zucker geben. Ich hatte Angst, dass mir eins mit den großen Pferdezähnen versehentlich das Händchen abbeißt. Diese Furcht war unbegründet. Ganz zart und vorsichtig nahmen mir die großen Tiere mit ihren Lippen das Zückerchen von der Handfläche. Solange ich nicht darauf reiten muss, mag ich Pferde sehr gern.

Ich bin in meiner Kindheit vielen Pferden begegnet (Hengsten, Stuten, Füllen und Remonten, Rössern, Rossen, Gäulen, Zossen, Mähren, schwarzen Rappen, weißen Schimmeln, Apfelschimmeln, Braunen in allen Schattierungen, darunter die Fuchse, Falben, Kaltblüter, Warmblüter, Arabisches Vollblut, Englisches Vollblut, Englisches Halbblut, Ungarische Pferde, Norfolk Pferde, Shetland-Ponys, Alt-Neapolitaner, schwere Belgier und Oldenburger, Pinzgauer, Clydesdaler, Schwedische Ponys, Luxusperde, Rennpferde, Traber, Jagdpferde, Arbeitspferde, Bergwerkspferde, Zuggpferde, Lastpferde, Militärpferde. Beim Obermarstall in Berlin gab es Trakehner Reit- und Zuggpferde zu kaufen, in Wien sind die edlen Lipizzaner wegen ihrer Dressur weltberühmt.

Es gibt noch viel mehr Sorten. Und am Rande will ich noch die Esel erwähnen. Die sind zwar keine richtigen Pferde. Doch schon Mutter Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm ritt auf einer Eselin. Es heißt, dieses geduldige Grautier, welches Vater Josef an einem Strick durch Wüstensand führte, habe Hefziba geheißt. Pferde wiehern. Dieses muntere Geräusch lässt sich schlecht beschreiben. Esel rufen „i-a“. Ein Pferdehengst kann mit einer Eselsstute Nachwuchs bekommen. Die Kinder heißen Maulesel. Ist der Vater aber ein Esel und die Mutter ein Pferd, dann werden die Füllen Maultier genannt. Maulesel und Maultiere sind gute Lastenträger, besonders im Gebirge.

Die Vielfalt bei den Pferden ist nach meiner Meinung mindestens genauso groß wie bei den Autos. Und es gibt sie schon viel länger. Von allen Tieren sind Pferde über Jahrtausende hinweg unsere ältesten Gefährten. Sie sind fleißige Arbeiter, wenn es sein muss täglich zwölf Stunden lang. Eine Stunde vor der Arbeit erwarten Pferde das Frühstück. Statt Tee, Kaffee, Kakao oder Fruchtsaft bevorzugen sie als Getränk reines klares Wasser, nicht zu kalt bitte. Das trinken sie vor dem Essen. Die Hauptmahlzeit ist abends nach der Arbeit. Gern fressen Pferde Hafer oder Heu. Manchmal auch Mais, Bohnen, Gerste, Roggen, gekochte zerstampfte Kartoffeln. Brauereipferde bekommen zum Hafer Biertreber und getrocknete

Malzkeime. Deshalb soll ihr Fell so schön sein. Aber wahrscheinlich wird ihnen Fell auch sehr sorgfältig gestriegelt. Pferde, die nicht regelmäßig gestriegelt werden, sehen struppig aus.

Vor unserem Haus stand an Werktagen von morgens neun bis früh am Nachmittag der Gemüsewagen des Hermann Winkler. Dieses Gefährt sah so aus wie Gemüsewagen noch heute aussehen, wenn sie auf dem Markt stehen. Doch am Gemüsegefährt von Herrn Winkler war außerdem vorn ein Kutschbock dran und davor war die Deichsel mit zwei runden Holzholmen links und rechts. Dazwischen stand Hans, ein brauner Wallach sanften Gemütes. Stach an Sommertagen die Sonne heiß herunter, faltete Herr Winkler die Tageszeitung *Völkischer Beobachter* zum Papierhelm, den er seinem Hans auf den Kopf setzte, was mich erheiterte.

Die VBs stapelten sich bei uns auf dem Heizkörper neben dem Klo. „Woanders soll die Gazette nicht rumliegen,“ sagte Papa energisch. Die alten Exemplare trug ich zu Winkler. Ich beobachtete, wie der grimmig darin blätterte. Dann machte er Tüten draus oder einen Helm für Hans und auch mal einen für mich, den er sogar mit Federbusch (ein Sträußchen welcher Petersilie) und einer roten Helmspitze (Radieschen) schmückte. Herr Winkler ließ mich bei der Herstellung dieser Kopfbedeckung zuschauen, damit ich es auch lerne. Auch das Zopfflechten lernte ich dabei, denn so erstellte er den Kinnriemen, der den Helm auf dem Kopf festhielt. Auch Hans bekam einen Kinnriemen an seinen Helm, doch Federbusch und Helmspitze bekam Hans nicht. Herr Winkler setzte mir den Helm auf den Kopf und salutierte, indem er seine große Hand an die verschlissene blaue Schirmmütze legte. Er sprach feierlich: „Ritter Strunk vom Königsdamm!“ Ich ergänzte spontan: „Hausnummer 283 i“. Auch unsere Telefonnummer hatte Mama mir gründlich beigebracht, so dass ich sie nach siebzig Jahren noch immer weiß: 348853.

Meine Eltern, beide Rheinländer, riefen mich Stropp. Kleine Jungens und manchmal auch nicht mehr ganz so kleine Mädchen werden in meiner Geburtsstadt Köln so genannt. Berliner würden dem Wortsinn nach von einem kurzen Stück Strippe sprechen, aber als Kosenamen ist Strippe ungeeignet. Unsere Berliner Nachbarn nannten mich Ströppchen. Mama wurde manchmal als Frau Ströppchen angeredet. Nur Herr Winkler nannte mich Strunk. Eigentlich ist Strunk der meist unedle Innenteil von Gemüse. Zu Mama sagte Herr Winkler Gnädige Frau. Zu anderen Kundinnen sagte er das nicht.

Rief er Strunk, dann ging es meist um Zigaretten der Marke Schwarz/Weiß, die ich an der Ecke holte. Die schlichte Packung, vorderseitig vertikal geteilt in ein schwarzes und ein weißes dreieckiges Feld, enthielt sechs Glimmstängel dieser billigen Sorte. Das Geld bekam ich auf den Pfennig genau abgezählt. Als Lohn für meine Gefälligkeiten zog der sonst wortkarge Mann mich manchmal ins Gespräch.

Winkler: „Hans ist braun. Ein braunes Pferd. Manche sagen, Hans sei ein Fuchs. Das ist aber nur wegen der Farbe seines Fells, der Mähne und des Schweifes.“

Herr Winkler bediente Frau Neumann, die ich artig begrüßte. Wenn ich bei Winkler am Wagen stand, dann hieß ich Kunden, die herantraten, und ich kannte fast alle mit Namen, mit höflicher Namensnennung herzlich willkommen: „Guten Morgen, Frau Neumann“, sagte ich oder gegen Mittag „Guten Tag, Herr Müller“. Nur Uniformträger – das ging einfach nicht anders bei mir – bekamen ein zackiges „Heil Hitler“ zu hören. Dabei riss ich die Hacken

zusammen und streckte die rechte Hand weit nach vorn. Herr Winkler sagte nie Heil Hitler. Er riss auch den Arm nicht hoch zum Deutschen Gruß. Papa und Mama auch nicht.

„Mach's gut, Ströppchen,“ sagte Frau Neumann, als sie ging und ich griff Herrn Winklers Aussage, braunes Pferdefell betreffend, wieder auf.

Strunk: „Füchse sind rot,“ sagte ich mit Nachdruck.

Herr Winkler wiegte sein Haupt und entschied:

Winkler: „Wir haben beide Recht: Füchse sind rotbraun. Es gibt in fernen Zonen mit viel Schnee und Eis auch Silberfüchse – wegen der Tarnung haben die ein silbernes Fell. Gibt es auch schwarze Pferde?“

Strunk: „O ja!,“ rief ich, „das sind Rappen. Bei den Soldaten in Potsdam ist eine schwarze Stute, die heißt Nonne. Stuten sind Pferdedamen. Auf Nonne reitet Papa, wenn in Potsdam Wehrübung ist. Dann wohnen Mama und ich in einem Schloss vom Kronprinzen. Und manchmal fahren wir im Kremserwagen. Da sind zwei braune Hannoveraner vor. Der Kutscher ist Obergefreiter, weil er zwei Winkel auf dem Ärmel hat.“ „Adolf Hitler hatte nur einen“, sagte Papa mal und Mama flüsterte, dass jeder es hören konnte, Papa solle das bitte nicht so laut sagen.

Bei unseren Gesprächen waren Pferde das beherrschende Thema. Doch wir wurden immer wieder von Kundinnen unterbrochen, oft mehrere gleichzeitig, die miteinander schnatterten. Auch Mama kam und schnatterte bisschen mit, aber nie sehr lange. Ich kriegte das mit, wenn ich neben Hans auf dem ungepflasterten Wegrand gegen mich selbst eine Partie Murmeln oder Bucker spielte (Murmeln, im Rheinland Klicker genannt, sind einfarbig bunte Tonkügelchen, Bucker sind Glaskugeln verschiedener Größe mit eingeschmolzenen spiralförmigen bunten Dekors. Schließlich gab es noch Stahler, Überbleibsel von ausgedienten Kugellagern. Die galten als wertvollste Objekte, jedoch zum Murmelspiel waren sie zu schwer. Sie lagen tief unten im Murmelsäckchen und warteten auf ihre Stunde. Zum Spielen gehörte es, vorher die Wettkampfkugeln der Beteiligten möglichst gleichwertig zu vereinbaren, weil die ins Eigentum des Siegers wechselten. Deshalb konnte eine Partie, besonders mit den „wertvollen“ dicken Buckern, schwer an die Nerven gehen.

Die Stunde der Stahler kam, als wir, ich zusammen mit meinem Freund Werner, aus einer Astgabel mittels Gummiband und einem Stückchen weichem Leder eine Schleuder gebastelt hatten. Werner ließ mir den ersten Schuss. Ich zog mit aller Kraft. Die Stahlkugel schoss davon. Im benachbarten Geißlerpfad zerklirrte ein Küchenfenster. Frau Sasse rief bei der Polizei an. Der Fall blieb ungelöst.

Mama stellte ich komplizierte Fragen seltener. Ich wollte mal von ihr wissen, wie ich rechts und links unterscheiden kann. Rechts, sagte sie, sei da, wo der Daumen links ist. Diese Antwort fand ich wenig hilfreich.

Auch von weißen Pferden war die Rede bei den Plaudereien von Herrn Winkler und mir. Er sprach über den Pferdeschlag der Lipizzaner, noble weiße Pferde besonders schönen Körperbaues, die sich besonders am früheren Kaiserhof in Wien, der Hauptstadt von Österreich, sehr elegant zu bewegen wissen. „Zu welchem Pferdeschlag gehört Hans?“ wollte ich gern wissen. „Ist er vielleicht Hannoveraner. Winkler verneinte mit Nachdruck. „Hans gehört zum Pferdeschlag der Trakehner! Ich kaufte ihn als Remonte vom

Obermarstallamt.“ Papa lachte, als ich die edle Herkunft von Hans erwähnte. Aber er widersprach nicht.

„Hans ist tot,“ sagte er mir 1944, viele Jahre später. „Er ist jetzt im Pferdehimmel,“ tröstete ich. „Als Sauerbraten,“ murmelte Herr Winkler. Der Gemüsewagen vorm Wohnzimmer war für immer verschwunden. Herr Winkler blieb der Kartoffelversorgung unseres Wohngebietes verpflichtet.

Er wog in einem Kellerraum beim Licht einer nackten Glühbirne die auf Bezugschein zugeteilten kargen Rationen. Er schaute mich traurig an: „Kein Obst und Gemüse mehr,“ knurrte er verbittert. Er legte mir die Hand auf die Schulter: „Du bist mein letzter Strunk.“ Das war unser Abschied.

(Aufgefundene Datei)

Krippengeschichte für Jakob & Emil

Pferde in Berlin, Gemüsehändler Hermann Winkler, das Pferd Hans, Ritter Strunk vom Königsdamm, noch vieles andere mehr und ganz besonders drei Pferde, die beim ersten Weihnachtsfest draußen vor der Krippe angebunden waren, dort fröhlich wieherten – aber nicht so laut – und mit ihren Hufen scharrtten, weil der Stern von Bethlehem leuchtend über ihnen stand, was ihnen gut gefiel, denn diese Nacht war nicht finster und sie fürchteten sich nicht.

Die Lutschzacken aus gefrorenem Wasser waren bei Kindern als sommerliche Erfrischung sehr beliebt. Die Zunge blieb im ersten Moment durch die Kälte bisschen am Eis kleben. Man kann sich auch leicht den Magen verkühlen, wenn zu viel Wassereis gelutscht wird. Vorsicht auch bei eiskalten Getränken, ganz besonders bei eiskalter Milch! Anders ist es bei Cola und allen Limonaden und Wassern, die durch Kohlensäure schäumen, was Ihr im Glas sehen könnt, und die beim Trinken als Schaum im Bauch ankommen, weshalb sie sich dort schneller erwärmen, was dem Magen lieber ist als grimmige Kälte. Auch Speiseeis richtet keinen Schaden an, wenn Ihr es im Mund schmelzen lasst. Aber dringend warnen möchte ich davor, mit der Zungenspitze eiskaltes Metall zu berühren, etwa eine eiskalte Axt. Die Spucke friert sofort zu Eis und dadurch klebt die Zungenspitze fest. Das ist sehr unangenehm und kann sogar gefährlich werden für die Zunge!

Dort rollte auch Papas braune Steinzeugflasche herum. Diese braune Tonflasche erwähne ich, weil ein Achtel Eurer Vorfahren, nämlich die Familie meiner Oma Hilda Ritter geb. Klauer, eine Eurer acht Ur-Ur-Großmütter ist. Deren Vorfahren waren viele Generationen lang im Ort Mogendorf im Westerwälder Kannenbäckerland ehrbare Töpfer und Krugbäcker. Klauer heißen sie nicht, weil sie geklaut haben, sondern in ihrem Familienwappen ist eine Vogelklaue. Sie brannten braune Steinhägerflaschen aus Ton. Steinhäger ist ein Wacholderschnaps, der angeblich nach einem fetten Essen für erwachsene Leute gut sein soll. Sonntags goss mein Vater sich nach der Sonntagsmahlzeit einen Doppelten ein. Er ließ Mama dran nippen, was sie sonntags immer wieder tat, obgleich sie sich danach schüttelte.

Mich ließ Papa mal dran schnuppern. Es roch nach Wacholderbeeren. Der Tropfen, den er mir mal auf das Löffelchen träufelte, brannte im Mund und es schmeckte fürchterlich.

Ich merke beim Schreiben, dass das später mal ein eigenes Kapitel wird. Wenn Ihr wollt, dann machen wir Ahnenforschung und malen miteinander Euren Stammbaum. Unten am Stamm dieser Eiche stehen die Enkel Jakob & Emil Haerle. Drüber sind Eure Eltern. Dadrüber die Großeltern Haerle und Ritter. Einer davon, Karl Hermann Ritter, bin ich. Dann kommen Urgroßeltern, Ur-Ur-Großeltern und so weiter. Mal sehen, wie weit wir kommen. Und weil Ihr gescheite Buben seid zitiere ich Euch jetzt, was der deutsche Dichter Johann Wolfgang Goethe eine berühmte Dame namens Iphigenie auf der Bühne sprechen lässt:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.“

Gewiss, für eine Weihnachtsgeschichte geht das etwas weit und mein Text wird zwei kleine Buben überfordern. Doch Ihr werdet größer und älter und bald lest Ihr diesen Text selbst. Vielleicht stehe ich dann noch für Rückfragen zur Verfügung.

Jetzt wollen wir uns noch paar Pferde anschauen und zahlreiche andere Arten von Hengsten und Wallachs, von Stuten und Fohlen). Wie heute bei den Autos gab es in meiner Kindheit, als unsere vierbeinigen Gefährten durch die Straßen liefen, trabten oder galoppierten, viele Sorten Pferde. Es gab auch Autos, aber viel, viel weniger. Die Post kam mit einem gelben Elektrokarren. Die Waschanstalt auch. Aber das ist alles vorbei und die Spatzen sind auch viel weniger geworden in Berlin.

Die Schrebergärtner waren auch keine reichen Leute. Die Idee des Leipziger Arztes Daniel Gottlob Moritz Schreber (1808 – 1861) war, Arbeitern als Ausgleich zur schweren Fabrikarbeit Kleingärten mit Platz für eine Wohnlaube zu lassen, die sie sich selbst mehr oder weniger provisorisch bauen durften und dazu etwas Gartenland für den Anbau von Obst und Gemüse, und zwar in größeren Kolonien mit Brunnen und Kanalisation. Papa kannte einige Schrebergärtner, die bei Siemens in der Wassermesserabteilung arbeiteten. Jährlich, am Vortage von Mamas Geburtstag am 10. Mai, zog er mit mir durch die maigrün prangende Schrebergartenanlage zu einigen Lauben und wir ließen uns frisch von den Beeten in meinen kleinen Rucksack in jeweils wenigen Exemplaren die zahlreichen Bestandteile einer „Geburtstags-Frühlingssuppe erster Klasse ernten, was fröhlich vor sich ging. Es war Brauch, dass Papa diese Suppe eigenhändig kochte, nur von Onkel Paul flankiert, der Markknochen und Suppenfleisch mitbrachte – „statt Blumen“. Tante Marie und Mama blieben vergnügt plaudernd im Wohnzimmer und ich verfügte mich in meine Räumlichkeit.

Onkel Paul – Richter am Reichskammergericht – war in meinen Augen ein Inbegriff menschlicher Weisheit. Tante Mariechen galt mir direkt nach Mama als schönste Frau auf Erden. Beim Suppekochen sangen die beiden Herren Burschenlieder, wie sie im Kommersbuch stehen, welches auf den Buchdeckeln je vier dicke Biernägel hat, um den dicken Prachtband sorgsam zu bewahren vor Wasserschäden in Pfützen und Bierlachen.

(...) Es gab viele Telefonzellen in Berlin. Wenn sich keiner meldete, fiel der Groschen wieder raus. Theoretisch. In Berlin stopften kleine Jungen Papier tief in den Ausgabeschacht. Man hörte die Münzen im Schacht klimpern. Ganz besonders, wenn schon paar angesammelt

waren im engen Schacht. Große Leute kamen mit der Hand nicht rein. Was mich betrifft, so habe ich niemals Papier in die Ausgabeschächte gestopft. Ich war ein gutes Kind. Sofern jedoch ich es innendrin leise klimpern hörte, dann habe ich den Papierknubbel rausgeholt. Ich wollte die Verstopfung zum Nutzen der Benutzer beheben und überdies das Geld nicht unlauteren Elementen überlassen.

Wenn Herr Winkler „Strunk“ rief, dann ging es ihm meist um Zigaretten der Marke Schwarz/Weiß. Die schlichte Packung war vorderseitig vertikal geteilt in ein weißes und ein schwarzes Dreieck. Im weißen Feld stand „SCHWARZ,“ im schwarzen Feld stand „WEISS“. Die Packung enthielt sechs Glimmstängel dieser billigsten Sorte. Das Geld gab Winkler mir auf den Pfennig genau abgezählt. Als Lohn für meine Gefälligkeiten zog der sonst eher einsilbige Mann mich manchmal ins Gespräch.

Winkler: „Hans ist braun. Er ist ein Pferd. Manche sagen, Hans sei ein Fuchs. Das ist aber nur wegen der Farbe.“

Herr Winkler bediente eine Kundin. Danach griff ich unseren Gedankenaustausch auf.

Strunk: „Füchse sind rot!“

Herr Winkler wiegte sein Haupt, das von einer abgegriffenen blauen Schirmmütze bedeckt war und entschied.

Winkler: Füchse sind rotbraun. Es gibt in fernen Gegenden mit Schnee und Eis auch Silberfüchse – wegen der Tarnung – aber die sind selten.“

Herr Winkler wies auf Hans.

Winkler: Gibt es auch schwarze Pferde?

Strunk: „O ja!“ rief ich, „das sind Rappen! Bei den Soldaten in Potsdam ist eine schwarze Stute, die heißt Nonne. Da reitet Papa drauf, wenn Wehrübung ist. Dann hat Papa eine Hose an mit einem Hosenboden aus weichem Leder. Und neben der Hose hängt sein Säbel.“

Winkler: „Rechts oder links?“

Das war ein wunder Punkt bei mir. Vor wenigen Tagen hatte ich Tante Schröter gefragt. Die erklärte mir, rechts sei da wo der Daumen links ist. Doch diese Antwort brachte mich nicht weiter. Jetzt trug ich die Sache Herrn Winkler vor.

Strunk: „Ich weiß nicht, wo rechts und links ist,“ gestand ich kleinlaut. Herr Winkler ergriff eine Mohrrübe.

Winkler: „Kannst du dir vorstellen, dass das ein Löffel ist? Dann iss bitte Suppe damit. Sehr schön. Es gibt Rechtshänder und es gibt Linkshänder. Du bist ein Rechtshänder. Rechts ist die Hand mit der du Suppe isst. Denk einfach an den Löffel. Dort ist rechts. Wo hängt der Säbel?“

Herr Winkler legte die Mohrrübe zurück. Ich dachte gründlich nach, stellte mich vor ihm auf, machte die Gebärde des Löffelns, tippte ihm auf die rechte Hüfte und auf die Linke. Dann stellte ich mich hinter ihn und entschied schließlich.

Strunk: „Der Säbel hängt links!“

Herr Winkler hatte das Blutvergießen des ersten Weltkrieges von Anfang bis Ende lebend überstanden – zweimal verwundet, dekoriert mit Eisernem Kreuz und Verwundetenabzeichen – zuletzt war er Unterfeldwebel und zum Schluss grimmiger Pazifist. Er selbst sprach nicht drüber, doch Papa erzählte es Onkel Schröter und fügte lächelnd leise hinzu: „Ich glaube, der Winkler ist ein Sozi.“

Herr Winkler schaute mich freundlich an.

Winkler: „Das ist richtig, Säbel hängen links. Aber häng dir bitte keinen um!“

Pferde waren das Lieblingsthema von Herrn Winkler und mir. Herr Winkler stellte fest, dass es Pferde nur in drei Farben gibt: Weiß, braun und schwarz. Ich stimmte zu.

Winkler: „Welche Farbe hast du am liebsten?“

Ich dachte nach: Der braune Hans, die schwarze Nonne, die weißen Lipizzaner? Dann antwortete ich.

Strunk: „Och, ich habe alle gleich gern.“

Diese Antwort freute Herrn Winkler sehr.

Winkler: „Bei uns Menschen ist es genauso. Es gibt auch weiße, braune und schwarze.“

Das hielt ich nur für bedingt richtig.

Strunk: „Es gibt noch Rothäute, das sind die Indianer. Und es gibt gelbe Chinesen!“

Herr Winkler schüttelte seinen großen Zeigefinger.

Winkler: „Nein! Der Hans wird Fuchs genannt und Füchse sollen rot sein. Aber sie sind braun. Rotbraun. Wir sprachen schon mal darüber, erinnerst du dich?“ So ist es auch bei den Indianern. Sie sind braun. Und die Chinesen, ebenso die Japaner, sind nicht gelb sondern weiß. Wenn du später mal einem begegnest, dann wirst du mir recht geben. Es ist dumm, sie gelb zu nennen! Wer gelb ist, der muss ganz schnell zum Onkel Doktor, denn er hat Gelbsucht. Das ist eine böse Krankheit! Und wer rot ist, der ist kein Indianer sondern der hat Sonnenbrand. Das ist auch schlimm und es tut sehr weh. Ich empfehle, auch damit sofort einen Arzt aufzusuchen.“

Das war eine lange Rede für den sonst so wortkargen Mann. Aber er war noch nicht fertig. Er fasste zusammen:

Winkler: „Pferde sind weiß, braun oder schwarz. Menschen auch. An der Farbe kann man nicht erkennen, ob sie nett sind, ob sie klug sind, fleißig und so weiter.“

Jetzt hatte Herr Winkler noch eine Idee.

Winkler: „Kennst du die Heiligen Drei Könige?“

Strunk: „Die kenne ich vom Christkind her. Sie haben das Christkind in Bethlehem besucht. Sie brachten ihm Gold, Weihrauch und Möhren.“

Winkler: „Sie heißen Kaspar, Melchior und Balthasar. Kaspar ist weiß, Melchior ist braun, Balthasar ist schwarz. Sie beten das Christuskind an und repräsentieren die Weißen, die Braunen und die Schwarzen.“ Herr Winkler erklärte mir die religiöse Bedeutung der drei Könige aus dem Morgenland etwas unbeholfen. Als gleich darauf die Kriegerwitwe Frau Major Grosse erschien, mit der ich nette Nachbarschaft pflegte, berichtete ich ihr sofort mein neu erworbenes Wissen.

Strunk: „Die Heiligen Drei Könige sind die Könige aller Pferde! Der weiße König Kaspar ist König der Schimmel, der braune König Melchior ist König der Braunen und der Fuchse und von Hans, der jetzt im Winter in Spandau im Tattersal wohnt. Der schwarze König Balthasar ist König der Rappen. Die Pferde haben ihre Könige zum Jesuskind geschickt, weil das ganz arm in einer Futterkrippe liegen musste auf Heu und auf Stroh. Deshalb brachten die Könige der Pferde ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und zum Essen das Lieblingsfutter der Pferde: Möhren.“

Frau Major Grosse gab sich sehr beeindruckt von meinem Bericht. Herr Winkler zuckte die Schultern, als die gebildete Dame ihn fragend anblickte.

Herrn Winklers Bemühen, mich ein bisschen immun zu machen gegen den Rassenwahn der Nazis, die damals grausam andere Rassen verfolgten, das war offenbar gescheitert. Winkler hat das Thema nie wieder aufgegriffen.

(...) Damals, als ich Frau Major Grosse von den drei Königen der Pferde berichtete, ließ sie es gelegentlich meine Eltern wissen. Sie kam extra bei uns vorbei und sie gab ein Paket ab, das dann vor mir verborgen wurde.

Schon am frühen Nachmittag vor Heiligabend begann Papa mit dem Klavierspielen. Mein Zimmer lag neben dem Wohnzimmer. Es gab zwischen den Räumen früher eine Verbindungstür, in die jetzt ein Doppelregal hineingebaut war. Von der anderen Seite steckte es voller Bücher. Von meiner Seite, hinter einem bunt geblühten Vorhang, waren meine Spielsachen in dem Regal. Jetzt hockte ich dort mucksmäuschenstill und lauschte. Papa hatte mit dem Klavierspiel aufgehört. Er öffnete ein Fenster. Ich glaubte, die Stimme von Onkel Schröter zu vernehmen. Es schurrte was. Dann war leiser Gläserklang zu hören. Das Fenster wurde wieder geschlossen. Papa war ganz allein im Wohnzimmer. Er war den Geräuschen nach sehr beschäftigt. Mama kam. Sie sah wundervoll aus im langen Kleid. Ich war zwar schon festlich gewandet, doch mein Outfit wurde ein wenig renoviert. Tante Fiete kam mit Großonkel Fritz. Wir stellten uns in der Diele vor die Tür des Wohnzimmers. Papa spielte drinnen Weihnachtslieder. Ich kannte alle, denn Papa hatte in der Adventszeit mit Mama und mir geprobt. Es war vereinbart, nach der zweiten Strophe des Liedes „Alle Jahre wieder“ die Tür des Weihnachtszimmers zu öffnen. Onkel Fritz sang mit seinem kräftigen Bass alle Lieder lauthals mit. Bei „Alle Jahre wieder“ verwirrte er uns. Er sang die Melodie von „Mit dem Pfeil, dem Bogen durch Gebirg und Tal“. Er war stärker als wir anderen drei Sänger und Papa stellte sich bei der zweiten Strophe darauf ein. Dann öffnete er von Innen die Tür.

Der Weihnachtsbaum strahlte. Es gab schöne Geschenke. Doch zuerst fiel mein Blick auf die Krippe. Dicht neben dem Stall, darin die Heilige Familie, stand das Geschenk von Tante Grosse, deren Vorfahren aus dem Baltikum stammten. Es war ein Kinderspielzeug aus ihrem Familienerbe. Eine Troika. Vorn der Schimmel, dahinter ein Brauner und ein Rappen. Mit dieser Troika waren die Heiligen Drei Könige der Pferde gekommen. Jahre später erkannte ich, dass es ursprünglich drei Schimmel waren. Einer davon war sorgfältig geschwärzt, einer gebräunt worden. Und bei den Krippenfiguren, wo noch im vergangenen Jahr neben dem schwarzen König zwei weißhäutige Majestäten standen, war jetzt einer erbräunt.

Vielleicht wird es ja mal Sitte, am Dreikönigstag, dem 6. Januar, die Heiligen Drei Könige, welche Heiligabend dem Stern von Bethlehem zur Anbetung des Jesuskindes gefolgt waren,

nun in einer Troika zu Rathäusern und Parlamenten fahren zu lassen. Dabei Könige und Pferde schwarz-weiß-braun. Mit Kreide mögen die drei Heiligen dann über Rathausportalen und Parlamentseingänge ihre Initialen C + M + B schreiben.

Papa hatte sich vorher in meiner Geburtsstadt Köln während jahrelanger Arbeitslosigkeit darum bemüht, eine bedeutende Erfindung zu machen: Den Hauswassermesser. Das Modell bastelte er selbst. Prüfstation war der Wasserkasten oben über der Toilette. Immer wieder hat er gespült und das Wasser durch seine Messtrommel laufen lassen. Durchlaufmessung war die Devise. Er ist damals zwar nicht laut verspottet worden, aber kein Mensch in der Verwandtschaft und im Freundeskreis hat an das seltsame Ding geglaubt, mit dem er so viele Stunden auf dem Lokus verbrachte. Im Nebenraum stand seine Werkbank und der Zeichentisch. Vorne raus war eine kleine Drogerie, die meine Eltern zusammen mit einer winzigen Wohnung gepachtet hatten. Drogisten waren sie beide nicht. Einziger Experte war der Lehrling Josef, Jupp genannt, im dritten Lehrjahr befindlich, den sie mit übernommen hatten, und der sich sehr gut mit meiner kleinen Schwester Giselchen verstand, die gerade das Laufen gelernt hatte und überall herumspazierte.

Die Kunden in der armen Wohngegend ringsum mussten die Pfennige dreimal runddrehen. Es war die Zeit der schlimmen Wirtschaftskrise. In der kleinen Drogerie fiel der Umsatz sehr gering aus. Es reichte nicht. Der Laden stand vor der Pleite. Und Mama war hochschwanger. Ich kam am 24. April 1931 in Köln im Krankenhaus Lindenburg zur Welt. Wenige Tage vorher hatten sie Giselchen mit Keuchhusten dort einliefern müssen. Giselchen starb kurz vor meiner Geburt. Um zwölf Uhr mittags kam ich auf die Welt. Die Mittagsglocken läuteten.

Mama musste nach meiner schweren Entbindung zuerst im Krankenhaus bleiben und kam dann in ein Sanatorium. Papa packte das Modell seines Wassermessers in braunes Packpapier, lieh das Fahrgeld vom Patenonkel Karl Bormann und reiste nach Berlin zur Firma Siemens & Halske. Bei Siemens galt das Prinzip, auch seltsamen Erfinderkäuzen höfliches Gehör zu schenken. Bei Papa stießen sie auf eine Goldader. Sein Hauswassermesser, noch heute in aller Welt in Millionen Häusern im Gebrauch, war epochal und Siemens kaufte ohne langes Federlesen die Patentrechte. Papa bekam sogleich eine Anzahlung von 30.000 Mark, damals ein kleines Vermögen. Siemens stellte ihn ein als Ingenieur und bald wurde er sogar Oberingenieur.

Papa telegrafierte, wann er mit dem Zug in Köln ankommt. Mama bekam Urlaub im Krankenhaus und zog mit der Oma, Onkel Karl Bormann und ein paar anderen Freunden und Verwandten zum Hauptbahnhof. Ich wäre gern dabei gewesen, als Papa aus dem Zug stieg, von Kopf bis Fuß schneie eingekleidet und mit seinem berühmten Grinsen auf den Lippen, das er zeigte, wenn er glücklich war. Er schloss Mama in die Arme. „Aenne, siehst Du, wie lieb unser kleiner Schutzengel im Himmel auf uns aufpasst? Jetzt wird alles wieder gut!“ Giselchen wurde auch mein Schutzengel. Im Himmel werde ich meinen Schutzengel, das kleine Schwesterchen, eines Tages kennenlernen. Ich kenne sie ja nur von einem eingerahmten Foto, auf dem sie einen dicken Ball in den Armen hält und strahlend lacht.

Ich kam in Berlin in das Siemens-Kinderheim. Dort besuchte mich Papa jeden Tag, wenn er nicht über die Wochenenden Mama besuchte. Ich lernte laufen und meine ersten Schritte

gingen von der Schwester Oberin in Papas Arme. Wir wurden damals gute Freunde und wir sind es geblieben.

Als Mama aus dem Sanatorium gesund zu uns zurückkam, die neue Wohnung kannte sie noch nicht, eilten wir ihr vor dem Hauseingang 283 i entgegen. Sie entstieg dem Auto, sah uns, sah den Gemüsegarten und rief: „Jetzt koche ich für uns! Gott sei Dank!“ Sie lachte und küsste uns immer wieder. Wir drei waren sehr glücklich und Giselchen schaute vom Himmel auf uns herunter und alle Engelchen um sie herum riefen Halleluja.

Mama war eine schöne Frau. Herr Winkler, der unsere Begrüßung aus nächster Nähe miterlebt hatte, zog ehrerbietig die verschlissene Schirmmütze, als sie bald darauf zu ihm schritt, um für das Mittagessen einzukaufen. Winkler sagte „Gnädige Frau“ und überreichte ihr einen riesigen Fliederstrauch in lila und weiß und wundervoll duftend. Mama liebte Flieder. Doch sie war überrascht, den in so üppiger Fülle am Gemüsegarten aus der Hand eines ihr noch ganz unbekanntes Gemüsehändlers zu bekommen. Es stellte sich später heraus, dass Papa den Flieder bestellt hatte und Herr Winkler, der sonst nicht mit Blumen handelte, besorgte ihn am frühen Morgen in der Markthalle. Papa hatte das wohl vergessen. Er glänzte mit einem prächtigen Strauch roter Rosen. Ich überreichte ein buntes Sträußchen. Mama trug mich herum und ließ mich nicht los. Es ist kaum zu glauben, aber ich kann mich an diesen Glückstag erinnern.

(Aufgefundene Datei)

Exkurs: Die Heiligen Drei Könige

Das Neue Testament berichtet nicht von Königen aus dem Morgenland. Es heißt auch nicht, dass es drei waren. Evangelist Matthäus spricht von Sterndeutern. Sein Report (Matthäus 2, 1 – 11) lautet:

„Als Jesus zur Zeit des Königs Herodes in Bethlehem in Judäa geboren worden war, kamen Sterndeuter aus dem Osten nach Jerusalem und fragten: »Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben einen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen.«

Als König Herodes das hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem. Er ließ alle Hohepriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und erkundigte sich bei ihnen, wo der Messias geboren werden sollte. Sie antworteten ihm: »In Bethlehem in Judäa, denn so steht es bei dem Propheten: Du, Bethlehem im Gebiet von Juda bist keineswegs die unbedeutendste unter den führenden Städten von Juda, denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen; der Hirt meines Volkes Israel!«

Danach rief Herodes die Sterndeuter heimlich zu sich und ließ sich von ihnen genau sagen, wann der Stern erschienen war. Dann schickte er sie nach Betlehem und sagte: Geht und forsch sorgfältig nach, wo das Kind ist, und wenn ihr es gefunden habt, berichtet mir, damit auch ich hingehere und ihm huldige.

Nach diesen Worten des Königs machten sie sich auf den Weg. Und der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, zog vor ihnen her bis zu dem Ort, wo das Kind war. Dort blieb er stehen. Als sie den Stern sahen, wurden sie von sehr großer Freude erfüllt. Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm. Dann holten sie ihre Schätze hervor und brachten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe als Gaben dar.“

Gold war Symbol der Weisheit des Messias, Weihrauch gilt für Gebet und Opfer, Myrrhe symbolisierte königliche Selbstbeherrschung.

Herodes wollte das Kind töten lassen. Um seinem Zorn zu entgehen – eine himmlische Eingebung habe sie gewarnt – seien die Sterndeuter „auf geheimen Wegen“ zurück nach Osten ins Morgenland geflohen. Gleichzeitig brach Josef auf. Er floh mit dem Jesuskind und dessen Mutter Maria. Sie seien westwärts nach Ägypten entwichen, heißt es. Sie blieben in der Ferne bis zum Tode des Herodes.

Ich glaube nicht, dass Josef es ohne Hilfe geschafft hätte, das Jesuskind und Maria durch die Wüste zu führen. Trotz der Schätze, die der kleine Messias bekommen hatte und trotz der genügsamen Eselin, dem geduldigen Reittier von Maria und dem Kinde. Es gibt schöne Bilder, auf denen die Heilige Familie durch karges Land wandert, Josef mit dem Wanderstabe, das langohrige Grautier am Stricke führend.

Ich glaube, dass die Sterndeuter den tödlich bedrohten Messias nicht im Stich ließen. Sie halfen bei der Flucht und führten die Heilige Familie auf „geheimen Wegen“ ins Morgenland, woher sie – dem Sterne folgend – gekommen waren. Sterndeuter gab es in den Nachbarländern Ägypten und Babylonien. In beiden Hochkulturen hat das Volk Israel Gefangenschaft erdulden müssen. Ich vergleiche:

Ägyptische Gefangenschaft: Moses erhielt durch eine Gotteserscheinung (im brennenden Dornbusch) den Auftrag, das Volk der Juden aus der Sklaverei des Pharaos zu befreien und es in das Gelobte Land Kanaan zu führen. Gott half streng mit den zehn Ägyptischen Plagen: Blutiges Wasser, Frösche, Stechmücken, Bremsen, Viehseuchen, Geschwüre, Heuschrecken, undurchdringliche Finsternis, Hagel, Tod der Erstgeborenen bei Menschen und Tieren. Voll Entsetzten entließ der Pharaos sie in die Freiheit (2. Buch Moses). Unter der Führung von Moses und dessen Bruder Aaron flohen die Juden 40 Jahre lang durch die Wüste, oft wehklagend an der Richtigkeit des gottgewiesenen Weges zweifelnd. Unterwegs, auf dem Berg Sinai, erneuerte Gott seinen Bund mit Israel, gab Moses die Zehn Gebote. Wann Moses lebte, ist historisch nicht fassbar.

Babylonische Gefangenschaft: 597 v. Chr., viele Jahrhunderte nach der Flucht aus Ägypten, eroberte König Nebukadnezar II Jerusalem. Er deportierte handwerklich, ökonomisch und wissenschaftlich tätige Bürger Israels mit Weib, Kind und Gesinde nach Babylon, ließ nur Bauern zurück zur Bestellung des Landes und zur Obhut der Alten und Schwachen. Doch es war keine Sklaverei wie einst am Nil. Babylons König bediente sich der Juden für die Vergrößerung von Pracht und Macht seiner Metropole. Die Millionenstadt Babylon galt damals als Mittelpunkt der Welt.

Das Zwangsexil währte 60 Jahre. Das Los der Verbannten war erträglich. Sie galten als Ansiedler, einige brachten es zu Wohlstand und hohen Ehren. Doch es blieb die Sehnsucht nach Jerusalem und dem Tempel.

Als Perserkönig Kyros II, der Große, seinen Siegeslauf mit der Eroberung Babylons beendete, erließ er 538 v. Chr. einen Aufruf zur Rückkehr der Juden in ihre Heimat und zum Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem. Das ist genau protokolliert. Er gab ihnen 5.400 geraubte Tempelgefäße aus Gold und Silber zurück. Zur Heimkehr formierten sich 42.360 Juden mit 7.337 Knechten, 736 Rossen, 245 Maultieren, 435 Kamelen und 6.720 Eseln. Mit religiösem Eifer wurde sofort der Wiederaufbau des Tempels betrieben (Fertigstellung und Einweihung 535 v. Chr.).

Nicht alle kehrten zurück. Besonders jüdische Sterndeuter blieben in Babylon. Die babylonische Astronomie war zu dieser Zeit auf ihrem Höhepunkt, wobei arithmetische Bestimmung von Planetenörtern unter Berücksichtigung astrologischer Aspekte herausragte. Planeten galten als Götter, welche die Geschicke der Reiche lenkten. Es erscheint mir denkbar, dass die biblischen Sterndeuter aus dem Morgenland jüdischer Herkunft waren (Messias ist der von Gott erwählte und vom Volk Israels ersehnte königliche Mensch, der Inbegriff des idealen Herrschers).

Babel war allerdings zu Lebzeiten Jesus längst nicht mehr die Millionenstadt des Nebukadnezar II, welche sich an beiden Ufern des Euphrat lebensvoll ausbreitete. 331 v. Chr. hatte Alexander der Große Babylon erobert. Er beabsichtigte, die Stadt wieder vollständig zu rekonstruieren. Doch dazu kam es nicht mehr. Zu Lebzeiten Jesus war der Zerfall unter vielen Königen und Scheichs über Jahrhunderte bereits im Gange. Bei schwindendem Wohlstand verfiel Babel in die Bedeutungslosigkeit.

Babylonische Sterndeuter waren die Ersten, die den Messias, das Jesuskind, anbeteten und ihm Geschenke brachten. Dann wurden sie meiner Meinung nach seine Fluchthelfer vor Herodes. Zuletzt waren sie in der Fremde des babylonischen Asyls Betreuer und Gastgeber. Es erscheint mir vorstellbar, sie als die Lebensretter des Jesuskindes zu verehren.

Erst Beda, Zuname Venerabilis = der Ehrwürdige (673 – 735), spricht von drei Sterndeutern und nennt sie Caspar, Melchior und Balthasar. Der angelsächsische Benediktiner wird gerühmt als herausragender Denker und als Kirchenhistoriker des Frühmittelalters. 1899 ehrte ihn Papst Leo XIII als Ersten mit dem Titel „Kirchenlehrer“ (mittlerweile gibt es 33 Heilige dieses hohen Ranges). In jüngster Zeit sollen in römischen Katakomben Spuren frühchristlicher Fresken der Heiligen Drei Könige (Sterndeuter, Weise, Magier) entdeckt worden sein.

Der römische Mönch Dionysius Exiguus (* etwa 540) begründete im 6. Jahrhundert die Christliche Ära der Zeitrechnung (anni ab incarnatione domini = Jahre ab Menschwerdung des Herrn). Er legte den Geburtstag Jesus auf den 24. Dezember fest. Beim Geburtsjahr irrte er. Historiker weisen nach, dass es sechs bis sieben Jahre früher war. Astronomen fügen hinzu: um das von Dionysius genannte Geburtsjahr herum zog kein Komet übers Firmament und es gab auch sonst keine astronomisch herausragende Himmelserscheinung. Sieben Jahre vorher war jedoch gleich dreimal eine Konjunktion am Nachthimmel zu sehen gewesen. Das ist eine enge und auffällig hell leuchtende Begegnung von zwei Planeten, wie sie nur etwa alle 2.000 Jahre auftritt. War der Stern von Bethlehem eine Konjunktion?

Am 23. Dezember 2000 schrieb Wolfgang Kempf in der BILD-Zeitung: „So passierte es wirklich“. Er hatte in Heidelberg Dr. Jakob Staude vom Max-Planck-Institut für Astronomie nach den biblischen Sterndeutern befragt und erhielt Auskunft über die damalige Konjunktion von Jupiter und Saturn im Sternbild Fische. Warum nahmen die Sterndeuter im Morgenland diese Konjunktion so wichtig? Die Antwort des Astronomen: Jupiter galt als das Symbol für König, Saturn stand für das Schicksal des Volkes Israel und dem Sternbild Fische wurde Palästina zugeordnet. Dr. Staude vermutet, dass die drei biblischen Sterndeuter aus Babylon kamen.

Die Sterndeuter aus dem Morgenland folgerten, dass in Palästina der verheißene und ersehnte Messias als König der Juden geboren wird. Sie reisten nach Jerusalem zur einstigen Residenz des Königs David, wo Herodes herrschte. Dr. Staude hält es für möglich, dass die Sterndeuter auch sogenanntes Zodiakal-Licht sahen. Das entsteht, weil Sonnenlicht von winzigen Staubteilchen im Planetensystem reflektiert wird. Manchmal leuchtet es als weißer Lichtkegel auf die Erde herunter. Den Sterndeutern wies vermutlich Zodiakal-Licht den Weg durch die Wüste. Der Lichtkegel leuchtete auf den Stall von Bethlehem. „Und sie kamen eilends und fanden Maria und Joseph und das Kind in der Krippe liegend.“

Die Lebensgeschichte der drei Sterndeuter ist nur durch Legenden überliefert. Sie seien fast gleichzeitig gestorben und in einem gemeinsamen Grab beigesetzt worden. Kaiserin Helena schenkte später die Gebeine auf dessen Bitte dem Mailänder Bischof Eustorgio. Dessen Nachfolger Prostagio ließ für die Heiligen Drei einen riesigen Steinsarkophag über dem Grab seines Vorgängers errichten, der in der Kirche San Eustorgio an gleichnamiger Piazza in Mailand (nah am Rande der Innenstadt) zu besichtigen ist. Allerdings ist der Sarkophag seit 1164 leer.

Rainald von Dassel, unter Barbarossa (Rotbart) Kaiser Friedrich I erster deutscher Reichskanzler, forderte gottunmittelbares Kaisertum (Sacrum Imperium). Er protestierte gegen die vom Papst angeblich beanspruchte Oberlehnshoheit über das Kaisertum, dessen göttlichen Ursprung er im Jahre 1157 betonte. Er soll sogar Gründung eines deutschen Primates im Bistum Trier angeregt haben. 1158 zog er zusammen mit dem kaisertreuen bayerischen Haudegen Otto von Wittelsbach dem Kaiser voraus gegen Italien. 1159, nach

Unterwerfung Mailands, musste er vor einem Aufstand der Mailänder in Verkleidung fliehen, was Barbarossa zu unversöhnlichem Zorn gegen die Stadt entflammte. Ab 1159 Erzbischof von Köln blieb Rainald von Dassel 1162 als kaiserlicher Statthalter in Italien zurück. Der Kaiser konfiszierte die Reliquien der Heiligen Drei Könige und schenkte sie 1164 seinem Kanzler, der sie sogleich nach Köln auf den Weg brachte. 1166 führte der Kanzler von neuem ein Heer über die Alpen und zog schließlich siegreich in Rom ein. Dort raffte ihn und einen großen Teil seines deutschen Heeres 1167 eine Seuche hin.

Am 23. Juli 1165 trafen die Reliquien in Köln ein. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass die Kölner 1904 einige kleinere Teile der Reliquien an San Eustorgio zurückgaben. Es lässt sich trotzdem sagen, dass die Heiligen Drei Könige im unvergleichbaren goldenen Dreikönigsschrein hinter dem Hochaltar des Kölner Doms ihre letzte Ruhestätte haben. Den Schrein gaben die Kölner einem der damals berühmtesten Goldschmiede in Auftrag: Nikolaus von Verdun. Er entstand von 1181 – 1230. An der Stirnseite weisen drei große Edelsteine auf die Lage ihrer Häupter hin. Auch ihren Dom bauten die Kölner zu Ehren der Heiligen Drei Könige. 1248 begonnen wurde der Chor 1322 eingeweiht. Der Dom fand 1842 – 1880 mit Hilfe des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II seine Vollendung.

Die Ankunft der Drei Könige in Bethlehem galt als erstes Aufleuchten der Gottesherrlichkeit (griech. epiphaneia) des neugeborenen Erlösers. Dieser Festtag beendet den weihnachts- und neujahrszeitlichen Festkreis. Mittelalterliche Volksfrömmigkeit nannte dieses Datum „6. Januar“ den „Dreikönigstag“. Die anbetenden Heiligen Drei Könige wurden im Mittelalter als die Vertreter der Menschheit aufgefasst, und zwar aller Rassen aus den damals bekannten Erdteilen Europa, Asien und Afrika (Menschen weißer, brauner und schwarzer Hautfarbe).

Wenn eine Erhöhung der Drei Weisen aus dem Morgenland zu „Heiligen Drei Königen“ als Ausdruck mittelalterlicher Volksfrömmigkeit gilt, dann ist hierbei vielleicht anzumerken, dass ein solchermaßen posthum verliehenes Königtum es verdient, auch in heutiger Zeit noch gewürdigt und gefeiert zu werden. Doch als Heilige anerkannt sind die Drei Könige von der Katholischen Kirche nur für die Erzdiözese Köln. Eine ungewöhnliche Begrenzung. Doch dadurch haben die Bürger Kölns ihre eigenen Heiligen und sie führen voll Stolz drei Kronen im Wappen. Sie nennen ihre Stadt „Hilijes Kölle“ (Heiliges Köln). Es soll erwähnt sein, dass Österreich und die Länder Baden-Württemberg und Bayern den Dreikönigstag zum gesetzlichen Feiertag erklärten. Das Fest Epiphania (Heilige Drei Könige) zählt zu den höchsten im kirchlichen Jahreslauf. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein waren Köln und der Dreikönigsschrein weltweit einer der drei bedeutendsten Wallfahrtsorte katholischer Christen.

Noch heute rankt sich um die Heiligen Drei Könige mancher Volksglaube. So soll ihr Segen Haus und Hof beschützen. Besonders auf dem Lande gibt es noch Sternensinger, über die Goethe reimte: „Die Heil’gen Drei Könige mit ihrem Stern – sie essen, sie trinken und zahlen nicht gern.“ Diese kritische Wahrnehmung lässt anklingen, dass das Fest gelegentlich ausuferte (es kam vor, dass die Obrigkeit es einschränken oder wie in Franken sogar verbieten musste). Aber noch immer gibt es in manchen Landstrichen herzerwärmendes Brauchtum: Dort schreibt der Hausherr selbst oder umherziehende Sternensinger, auch Sternendreher genannt, mit Kreide die Jahreszahl des sechs Tage vorher begonnenen Kalenderjahres sowie die Initialen der drei Heiligen oben auf den Türbalken, so zum Beispiel 20+C+M+B+03. Die drei Anfangsbuchstaben stehen auch für den Segensspruch „Christus Mansionen Benedictat“ (Christus segne die Wohnung). Vielen Kirchenglocken haben

Glockengießer die segenbringenden Initialen der Heiligen Drei Könige in die Gussform gepunzt. In einigen Landstrichen erhielt sich bei Hausfrauen die Sitte, Wohnräume mit Weihrauch zu durchschreiten, um Dünste des alten Jahres zu vertreiben. Als bunte Krippenfiguren sind die Drei Könige noch heute beliebt.

1627 gründete Papst Urban VIII das *Collegium de propaganda fide* zur Ausbildung eingeborener Missionare. Am Dreikönigstag – bis heute – predigen jedes Jahr in Rom katholische Männer von allen Nationen, die der *Propaganda* (lat. *propagare* = verbreiten) angehören, in ihrer Sprache. Auch in der evangelischen Kirche wird die erste Anbetung des Jesuskindes am 6. Januar als Missionsfest gefeiert. Die Ostkirche feierte den Tag bereits im 4. Jahrhundert als das Fest der ersten Anbetung Jesu.

Vielleicht fahren in Zukunft – im neuen Zeitalter der Globalisierung – am Dreikönigstag Troikas an Rathäusern vor, bespannt mit Schimmel, Fuchs und Rappen. Aus denen steigen fröhlich je ein weißer, ein brauner und ein schwarzer König. Diese Monarchen müssen ja nicht echt sein. Sie schreiben mit Kreide jeder sein Initial über die Rathauspforten: C-M-B, dazu die Jahreszahl, den kleinen und großen Bürgern zur Freude, den Gemeinden zum Segen. Dann wird sich der Gemüsehändler Hermann Winkler oben im Himmel freuen! Strunk auch!

Als ich damals von den Königen der Pferde sprach – Frau Major Grosse hatte meinen Eltern höchst amüsiert von unserem Treffen am Gemüsewagen berichtet – einigte sich mein Vater mit mir auf eine korrigierte Version: Könige der Pferde waren sie vielleicht auch, doch in erster Linie hätten die Heiligen Drei Könige mit ihren kostbaren Gaben die Menschheit beim Christkind vertreten. Außerdem belehrte er mich: Sie brachten ihm Gold und Weihrauch, aber nicht Möhren sondern Myrrhe.

Meine Frage „Was ist Myrrhe?“ ließ Papa zu Meyers Konversationslexikon greifen. Er las uns vor: „Immergrüne Sträucher und Bäume, 2 bis 4,3 m groß, das Holz dient zu Spazierstöcken. Durch die Destillation mit Wasser wird aus den Blüten für Damen ein Schönheitswasser namens Engelswasser bereitet. Bei den Griechen war die Myrte der Aphrodite geweiht und Sieger schmückte ein Myrtenkranz, wenn sie im Kampf kein Blut vergossen hatten. In der Bibel wird die Myrte als Abbild der Herrlichkeit des gelobten Landes – im Gegensatz zum Exil – beschrieben (Babylonische Gefangenschaft). Zweige des dichtbelaubten Baumes decken die Laubhütten (eine Woche lang Laubhüttenfest). Der Gebrauch eines Myrtenkranzes bei Vermählungen blieb bis heute. Langblättrige Myrte nimmt man dagegen zu Kränzen und Girlanden für Verstorbene (daher Totenmyrte). Die erbsgroßen roten Beeren der kleinblättrigen Myrte sind wohlschmeckend zuckersüß. Das Myrtenöl, Ausbeute 0,31 Prozent, ist hellgelb, es duftet angenehm aromatisch, hilft bei Bronchitis, Lungengangrän, bei Erkrankungen der Harnblase, auch als Einreibung gegen Rheumatismus und innerlich gegen Bandwurm. – Das ist die ausführliche Beschreibung einer vielseitig nützlichen Pflanze,“ konstatierte Papa. „Das gute alte Lexikon. Von 1896. 18 Bände und drei folgende Jahres-Supplements. Mein Vater hat es gekauft,“ sagte er.

„Und was davon haben die Heiligen Drei Könige dem Christkind geschenkt?“ Papa sagte: „Gute Frage. Was meinst Du, Aenne?“ Mama lächelte mild. „Wir hören Dich so gerne vorlesen. Und die Myrten sind wirklich interessante Bäume. Doch die Heiligen Drei Könige haben dem Christkind Gold, Weihrauch und Myrrhe gebracht – Myrrhe!“ Papa sagte „Donnerkeil!! Da habe ich mich im Lexikon verlaufen! Möhre – Myrrhe. Wie komme ich nur auf Myrte? Mal schauen, was Meyer zur Myrrhe meint.“ Wir erfuhren: Myrrhenharz,

Gummiharz. Schmeckt bitter. Beim Erhitzen verbreitet es einen angenehmen Duft. Zusammen mit Weihrauch ist es Bestandteil von Räucherungsmitteln. Die römische Kirche bevorzugt den Weihrauch. Myrrhe wurde von den Ägyptern auch zum Einbalsamieren benutzt. Das sich verfestigende Harz wird aus Rinde durch Anritzen gewonnen, verwendet in der Medizin zur Behandlung von Entzündungen im Bereich der Mundhöhle und auch bei eiternden Geschwüren. Die in der Bibel erwähnte Myrrhe gehörte zu den wichtigsten Handelsgütern des arabischen Raumes.

Ich zog aus Papas Vorlesung auch die Lehre, dass es der Allgemeinbildung dient, im Lexikon spazieren zu gehen, selbst wenn man sich mal verläuft dabei. In meinem Text steckt Einiges aus dem alten Meyer, der heute bei mir im Bücherregal steht. Hoffentlich habe ich mich bei der Suche nach Sachverhalten dieses Kapitels nicht verirrt hier und da.

Ich fasse zusammen: Es waren drei babylonische Sterndeuter jüdischer Herkunft, die von Babel kamen, weil ihnen eine Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Sternbild Fische die Geburt des Messias meldete. Sie waren die ersten Menschen, die dem kleinen Messias huldigten. Sie erkannten die tödliche Gefahr, die dem Jesuskind durch Herodes drohte. Auf „geheimen Wegen“ flohen sie mit dem Kind, mit Maria und Josef. Bei der in Babel verbliebenen jüdischen Gemeinde fand die Heilige Familie Gastfreundschaft, bis Herodes gestorben war. Im Mittelalter krönte der Volksglaube die Drei zu weiß-braun-schwarzen Königen, zu Vertretern der weiß-braun-schwarzhäutigen Menschheit, deren Gebeine heute zum größten Teil im Dom zu Köln im goldenen Dreikönigsschrein beigesetzt sind. Bis auf ein paar kleinere Teile der Reliquien, die 1904 zur Kirche San Eusrorgio nach Mailand zurückgegeben wurden. Darüber kann man den Kopf schütteln. Doch die Seelen der Drei hatten Körper und Gebeine längst verlassen. Wer immer sie waren – sie sind Symbole aus uralter Zeit geworden. Sie passen hoffentlich gut hinein in eine humane Globalisierung unseres Erdballes.

Die Heiligen Drei Könige werden am Ende meines Textes noch einmal auftreten. Damit schließt sich dann fromm der Kreis dessen, was ich auf meine alten Tage zu Papier bringen will, um es den Kindern und Enkeln mit lieben Grüßen treusorgend zu hinterlassen. „Ahoi!“ ihr Nachkommen, die Ihr noch Erdenkinder seid.

(Aufgefundene Datei)

1934: Kindergarten, Papas Arbeitsplatz, Schlittschuhlaufen, schöne Frauen, Hermann heißt er

Es war ein Vormittags-Privatkindergarten von früh um 8 bis mittags um 1, in den ich mit drei Jahren geriet. Da mein Urteil darüber nicht ganz positiv ist, nenne ich keine Namen. Was mir jedoch sinnvoll erschien, war die Einteilung in Momi- und Dido-Kinder. Ich gehörte zu den Didos, welche Dienstag und Donnerstag eine Parterrewohnung belebten. Genau genommen war es eine Kinderaufbewahrung im dafür umfunktionierten Wohnzimmer und im Bedarfsfall nach Voranmeldung auch die Toilette. Die übrigen zwei Zimmer der Wohnung und die Küche waren tabu. Die Wohnungsinhaberin, eine gelernte Kindergärtnerin in mittleren Jahren, beschäftigte während meiner dreijährigen Dido-Mitgliedschaft ein gerade schulentlassenes Mädchen namens Roswitha als Aufseherin. Bei den Momis war es dieselbe.

Als die Chefin mal außer Hause war, wollte mich die fünfzehnjährige Hilfstante Rosiwitha einer angeblichen Unbotmäßigkeit halber in die Ecke stellen. Es galt dann, zehn Minuten lang auf die Tapete zu starrten. Ich hasste diese gebräuchliche Form einer zwar schmerzlosen, jedoch stumpfsinnigen und entehrenden Züchtigung und ich weigerte mich, zumal ich mich diesmal unschuldig fühlte. Also wurde der Besenschrank leergeräumt, der für harte Fälle des Strafvollzuges schon mal für ein paar strenge Minuten als Verlies in Anspruch genommen wurde. Bei mir war das allerdings noch nicht probiert worden. Es gelang auch nicht, weil ich blitzschnell verschwand. Sogleich wurde nach mir gefahndet. Vergeblich. Ich hatte bei der Nachbarwohnung geklingelt und mich flink an der Dame vorbeigedrückt, welche die Tür öffnete. Drin bat ich höflich und ohne Hektik um Asyl. Da diese Wohnung genauso geschnitten war wie nebenan der Kindergarten wurde die Besenkammer hinsichtlich ihrer Eignung als Kinderkerker sogleich kritisch in Augenschein genommen. Urteil: Total ungeeignet! Mein Asylantrag fand Bewilligung. Ich bekam ein Saftgetränk gereicht und dann berieten wir über die zu treffenden weiteren Maßnahmen. Nach geschickter Diskussionsleitung durch meine Gastgeberin kam die Unvermeidbarkeit einer Auslieferung heraus, jedoch nur an die Chefin, die den Geräuschen im Hausflur zufolge soeben wieder eingetroffen war. Die Nachbarin, Frau Achenau, bezeichnete sich bei der Übergabe listig als eine Bekannte meiner Mutter, der ich soeben meine Aufwartung gemacht hatte. Ich kehrte zurück in den Kreis der Didos, wo mein Verschwinden größeres Durcheinander verursacht hatte. Ich gab keinen Kommentar ab, wurde auch nicht weiter gefragt. Die Hilfstante verhielt sich in Zukunft vorsichtig zurückhaltend im Umgang mit mir während die Chefin – wir waren uns von Anfang an nicht sympathisch – meine gelegentlichen Besuche bei der Nachbarin tolerierte. Wobei ich mich allerdings vorher abmelden musste.

Beate wollte von mir weder Tante Beate noch Frau Achenau genannt werden. Nur Beate. Im Kindergarten hieß ich Karl Hermann. Beinamen wie Iffi (Wilfried) oder Friem (Friedhelm) waren dort nicht üblich. Was meinen Stropp anging, so scheute ich mich, den Beate zu offenbaren. In Berlin war der ganz und gar ungebräuchlich, während er bei den Seeleuten (Ring oder Schlinge aus Tau) und im Rheinland (als netter Rufname für kleine Buben und seltener auch für junge Mädchen) öfters zu hören ist. Doch Beate bekam es irgendwie raus mit dem Stropp und sie entschied, mich ihrerseits Strolch zu nennen. Das passe auch gut zum Ursprung unserer Bekanntschaft.

Karl Hermann, nur Hermann, nur Karl, Stropp, Strunk, Strupp (von struppig) und Strolch. Später Charly, Carlos, Karlone und Kalle, in Köln Manes (für Hermann). Spätzchen war zeitweise dabei. Auf die alten Tage Hermannko (etwa Dickerchen Hermann). „Ein liebes Kind hat viele Namen.“

Beate war seit zehn Jahren verheiratet mit Archi, einem Hollerith-Spezialisten (Lochkartenbuchungsverfahren). Die beiden waren kinderlos. Ich hatte Mama von Beate erzählt. Eines Tages durfte ich ihre Einladung überbringen. Beate machte einen Besuch bei uns. Dort begegnete sie dann auch gleich meinem Vater, der die Ingenieurprobleme der Durchflussmessung und die Kunst des Klavierspiels miteinander verband, indem er sowohl Konstruktionszeichnungen – etwa eines neuen Flüssigkeitszählers (Wasser, Milch, Alkohol, Benzin) – vor sich hatte als hinter sich seinen Flügel. Dann und wann schlug er auf dem Drehstuhl einen Halbkreis und musizierte. Er hatte seinen beruflichen Arbeitsplatz zwar bei der Firma Siemens & Halske, doch bei kreativem Schaffen sei sein Klavier ihm hilfreich. Das wurde toleriert.

Papa meinte später mal zu mir, bei der Auswahl meiner Freundin Beate hätte ich recht guten Geschmack bewiesen. Mama war auch eine sehr schöne Frau. Nebeneinander waren die beiden Damen eine besondere Augenweide. Beate hatte mehrere silberne Töpfe auf einem Sims stehen, denen wir beide Mal mit einem Silberputztuch neuen Glanz verliehen. Dabei stellte sich heraus, dass sie Jugendmeisterin im Schlittschuhlaufen gewesen war, bis eine Verletzung diese Karriere beendete. Drei Winter lang wurden wir auf dem Eis ein Trio: Beate, Mama und ich. Beate unterwies uns in der hohen Kunst des Eislaufs. Die beiden Damen verfügten über schöne Schlittschuh-Stiefelchen. Mama hatte die gleiche Schuhgröße wie Beate und die besaß mehrere Paare. Ich Knirps jedoch bekam Schlittschuhschienen an die Stiefel geschraubt. Die anderen Jungens hatten auch nur solche. Im nahen Volkspark Jungfernheide war eine riesige Eisfläche. Während sich Beate mit Mama zierlicheren Bewegungen auf dem Eis widmete, konnte ich mich mit anderen Buben austoben. Bisweilen hörte ich es rufen: „Stropp! Stropp!“ Dann gab es was aus der Thermosflasche und ein Butterbrot, wobei ich beobachtete, dass männliche Eisläufer meine beiden Damen wohlgefällig betrachten. Auch Annäherungsversuche fanden statt, einige undiskutabel plump, andere fröhlich keck und einige auch elegant, besonders die Offiziere. Es waren Soldaten der Hermann Göring-Kaserne, die zur motorisierten Division des Reichsmarschalls gehörten und die weiße Kragenspiegel trugen. Sie waren keine Flieger (gelbe Spiegel) oder Flak (rote Spiegel), sondern Göring-Gardisten, von denen einige ihre dienstfreie Zeit auch mal gern auf dem Eis verbrachten. Das alles störte mich wenig. Im Gegenteil. Wenn hier einer störte, dann war ich das, soweit es die Herren betraf. Die beiden Damen schätzten meine Nähe. Ich war der kleine Anstandswauwau. Ich konnte mir den Sinn des Gebalzes nicht erklären, das die Damen sanft ertrugen, wobei sie es einige Male auch ganz gern mochten, wie mir schien. Ich hörte dann ihr fröhliches Lachen. Im Sommer gingen wir in die Badeanstalt, die sich unter der Eisfläche befand. Das Milieu war im Sommer anders. Die beiden Damen waren dann in ihren Badeanzügen noch verlockender, doch auch andere Kinder aus der Nachbarschaft waren mit ihren Müttern zugeben. Wir waren eine größere Gruppe. An Nachmittagen oder an Wochenenden kamen auch Väter hinzu.

Wir Kinder plantschten und machten Eierpampe. Es war ein langer Strand aus feinem märkischen Sand. Wenn man die Arme tief hineinbohrte, dann wurde es drinnen kühler. Ich erinnere mich daran, dass ich da mit Interesse wahrnahm. Papa sagte, der helle Sand würde die heiße Sonnenwärme reflektieren. Insofern sei der Sand in der Tiefe feucht und kühl. Wir

vergruben eine Flasche Brauselimonade. Die würde auf diese Weise frisch bleiben. Aber wir haben uns die Stelle nicht gut gemerkt. Insofern wurde die Demonstration ein Misserfolg. Papa folgerte, ein Experiment müsse sorgfältiger geplant und gut protokolliert werden.

Beate flankierte meine Kindergartenjahre. Ob ihr Mann mich mochte? Archie war nett die wenigen Male; an denen ich ihm begegnete. Meine Eltern führten in unserer schönen Wohnung ein gastliches Haus. Ich hatte mein eigenes Zimmer schräg gegenüber vom Klo und es war nicht ungewöhnlich, dass während einer feucht-fröhlichen Fete auf dem Rückweg Besucher bei mir reinkamen und sich zum Plaudern auf meine Bettkante setzen. Archie kam auch einmal. Er war nicht voll, höchstens etwas angeheitert. Doch der Begriff heiter war unangebracht. Er wirkte betrübt: „Strolch, was ist mit Beate?“ Ich wusste es nicht und schlug vor, sie zwecks Klärung herbei zu rufen. Archie folgte meinem Vorschlag. Kurz drauf waren beide da. Ich hatte mittlerweile an meinem Tisch, der mit einem roten Wachstuch bedeckt war, auf der Spielkiste Platz genommen, die gleichzeitig meine Sitzbank war, zweiseitig mit Klappdeckel. Beate kuschelte sich neben mich, Archie nahm auf dem Stuhl vorm Regal Platz, der sich in eine kleine vierstufige Treppe verwandeln ließ. So kam ich auch oben an die Spielsachen. „Ist dir nicht gut?“ fragte ich Beate, um unser Gespräch in Gang zu bringen. Das war eine blöde Frage, denn sie war quietschfidel. Sie knutschte mich. „Ich liebe euch beide, ihr dummen Jungen!“ Sie verschwand und kam mit zwei Gläsern Wein zurück. „Trink ein Schlückchen, kleiner Strolch!“ Danach stieß sie mit Archie an. „Auf unser Wohl!“, sagte sie. Und dann: „Nun schlaf gut, Ströchllein!“ Sie gab mir einen Kuss. „Komm, Archie, der Bub muss jetzt schlafen!“ Sie betrachtete mich und lachte leise. „Komm, Archie!“ Sie nahm die leeren Gläser mit. Archie winkte mir zu. Er wirkte verwirrt, aber glücklich. Wieder einmal hatte ich nichts verstanden. Wie wohl auch Archie. Aber es war offenbar alles in Butter. Ich kroch in mein Bett.

Bald darauf zogen Achenaus nach München um. Beate bekam dort wenige Monate später ein Baby. Welche Freude nach zehn Jahren Wartezeit. Wir freuten uns alle. Meine Eltern lachten herzlich über die Geburtsanzeige. Damals war ein Schlager im Schwange. Wenn ich mich richtig erinnere, dann war es ein Komiker namens Weiß-FerdI, der das Liedlein in München auf der Bühne vortrug, allerdings nicht lange: „Links Lametta, rechts Lametta, in der Mitte immer fetta: Hermann heißt er.“ Das war gemünzt auf Hermann Göring. Adolf Hitler war tabu für alle Späße. Göring ließ es wohl und dann mal ein wenig zu und Goebbels träufelte es kurz ein, um eine begrenzte Freiheit des plumpen Witzelns zu demonstrieren. Auf Achenaus handgemalter Geburtsanzeige war bunt illustriert zu lesen: „Hermann heißt der kleene Strolch.“

(Abgetippter Ausdruck)

1938

1938 kam Onkel Paul Richter in Uniform zu uns. Als Reserve-Hauptmann. Beruflich war er seinem Namen entsprechend Richter, tätig am Kammergericht in Berlin, zuständig für Fideikommiss – was immer das auch war. Onkel Paul brachte ungeheuerlicher Kunde. Papa zog sofort auch seine Uniform an. Dann gingen sie zum Nachbarn Kohn. Sie bestürmten ihn, sich ebenfalls mit der Uniform zu bekleiden. Der alte Herr Kohn war im Krieg ebenfalls Hauptmann gewesen. Er hatte nicht nur die Eisernen Kreuze erster und zweiter Klasse, sondern darüber hinaus Hohenzollerns Hausorden, den kleinen Pour le Merite, wie Papa sagte. Auch das Verwundetenabzeichen trug Herr Kohn und das Kriegsverdienstkreuz in Bronze mit Schwertern. Er war im Vorstand des Jüdischen Frontkämpferbundes. „Ein tapferer Patriot und Ur-Berliner seit dem Alten Fritz“, sagte Papa über ihn.

Abends spät kamen die SA-Männer. Sie wollten Kohns die Fenster einschmeißen. Es war die Kristallnacht, so genannt wegen der Glasscherben, die diese Nacht überall in Deutschland bei jüdischen Geschäften und Privatwohnungen hinterließ. Doch nicht bei Kohns. Die drei uniformierten Offiziere traten vor die Tür, als die SA-Männer – zivil verumumt – anrückten. Onkel Paul pfiß die Gestalten an: „Das ist unser Kriegskamerad Hauptmann Kohn, hoch dekoriertes deutscher Offizier des Weltkriegs. Ich bin Hauptmann Richter, das ist Oberleutnant Ritter. Abtreten!“ Die SA-Leute verschwanden sofort. „Das haben wir nicht gewusst“, sagte einer von ihnen, ehe er sich davonschlich. Danach haben die drei Offiziere noch lange sehr ernst zusammen gesessen.

(Abgetippter Ausdruck)

Ab 1941: Sexta und Quinta in der Friesen-Oberrealschule zu Charlottenburg (...)

Der Direx war erster, der sich bei uns Sextanern blicken ließ. Als Schulleiter und als künftiger Mathematiklehrer. Zur Feier unseres ersten Oberschultages steckte er in brauner Parteiuniform, denn er war auch Ortsgruppenleiter der NSDAP: Blanke braune Stiefel, goldene Knöpfe, breites Lederkoppel mit goldenem Schloss, dazu dem Rang entsprechende golddurchwirkte Kragenspiegel, auf der Brust goldenes Partei- und silbernes Sportabzeichen. Ein stattlicher Mann, hochgewachsen, schlanke Figur, gutes Gesicht mit markantem Profil, kurze graue Haare mit Scheitel, ernste blaue Augen, freundliches Lächeln. „Ich heiße Junger, bin Oberstudiendirektor.“

Namensgeber unserer traditionsreichen Schule sei Karl-Friedrich Friesen, ein enger Weggefährte des Turnvaters Jahn. Dessen Devise für die deutsche Jugend habe gelautet „Frisch, *Frank*, Fröhlich, Frei!“ Diese vier F seien in Kreuzform Signet der Deutschen Turnerschaft gewesen. Er zeichnete es an die Tafel.

Als Schulleiter gab er sich konservativ. In jedem Klassenzimmer der altherwürdigen Schule (großer roter Backsteinbau nahe S-Bahnhof Jungfernheide) stand in der Ecke hinter der Tür ein weiß emaillierter Spucknapf. Das sei immer so gewesen, solle auch so bleiben. Museal. Bitte nicht reinspucken! Kleine historische Korrekturen nahm er kommentarlos vor. Er klitterte in die vier F der Deutschen Turnerschaft statt „Fromm“ das Wort „Frank“.

Frömmigkeit war bei den Nazis kein Thema. Unter evangelischen Pfarrern gab es zwar eine kleine Gruppe, die sich „Deutsche Christen“ nannte und von denen manche sonntags mit Schaftstiefeln unterm Talar auf die Kanzel stiegen. In Siemensstadt wirkte auch ein solcher Seelsorger in einer Kirchengemeinde. Doch ernst genommen wurden sie nicht, weder von den Nazis noch von gläubigen Christen. Das Oberhaupt dieser geistlich und vermutlich auch geistig verwirrten Pastoren war Reichsbischof Müller. Der wurde spöttisch „Reibi“ genannt – ein böser Ulk in Anlehnung an das jüdische Wort Rabbi.

In der ersten Stunde griff Herr Jungfer einen großen Zirkel, in dem vorn ein Stück Kreise steckte, und schlug einen Kreis an die Tafel „Was ist ein Kreis?“ wollte er wissen. Ich traute mir eine Antwort zu: „Ein Kreis ist von seiner Mitte gleich weit weg.“ Er lachte mich an. „Bravo! Sehr interessant! Es lässt sich nicht knapper sagen. Ganz genau heißt es in der Mathematik: Ein Kreis ist die von einem Mittelpunkt gleich weit entfernte Aufeinanderfolge von Punkten.“

Nun setzte er den Zirkel auf den Rand des Kreises und schlug einen Bogen, der durch den Mittelpunkt führte. An zwei Stellen traf der Bogen die Kreislinie. Eine dieser beiden wurde Ausgangspunkt eines weiteren Bogens, den Schüler Handke schlafen durfte. So ging es sechsmal ringsum. Danach in der Mitte ein zweiter kleinerer Kreis. Dazu einen Kreis als Rahmen des Ganzen. Das Gezirkel, an dem der Direx die Klasse aktiv beteiligte, war beendet,

als eine sechsblättrige Blüte entstanden war. „Jetzt machen wir um den Kreis ein Quadrat. Das ist nicht die Quadratur des Kreises! Über die reden wir in drei Jahren.“ Er wischte die beiden unteren Ecken des Quadrates weg. „Was ist das?“ Wir riefen: „Ein Wappen!“ Herr Jungfer schrieb oben drüber: „Sexta 1941“. „Eine sechsblättrige Blüte als euer Wappenzeichen. Ich wünsche euch Glück und Erfolg auf der Friesenschule!“

Er schaute auf die Uhr. „In der nächsten Stunde kommt Doktor Mullinski zu euch. Der hat stramme Haltung gern! Dann macht es ihm Spaß, euch zu unterrichten. Er wird euer Ordinarius sein, euer Klassenlehrer. Ihr werdet sehen, er ist ein humorvoller Schulmeister. Jetzt wollen wir es bitte mal üben: Achtung! Aufstehen! Hände an die Hosennaht! Brust raus! Und schaut mich an! Sehr gut! Wenn er euch grüßt, dann grüßt ihr zackig zurück!“

So war unser Direx. Eine Seele von Mensch. Wie vorher in der Volksschule der liebe Herr Hinze. Nur ein Unterschied: Herr Jungfer war Nazi-Bonze, Goldfasan. Herr Hinze war eher das Gegenteil. Der grüßte „Guten Morgen“ und „Auf Wiedersehn“. Prima Lehrer waren beide!

Doktor Mullinski trat ein. Wir sprangen auf. Wir standen stramm. Hände an der Hosennaht. Brust raus. Alle Augen auf Eintretenden gerichtet. Doktor Mullinski war zu unserer Begrüßung im schwarzen Frack erschienen (mit runden Frackschößen, einstmals das offizielle Gewand der Gymnasiallehrer). Er stellte sich vor uns hin. Groß war er nicht. Oberlippenbärtchen, rundes Gesicht. Akkurater Scheitel im glatten dunklen Haar, graue Schläfen. Randlose Brille. „Achtung!“ kommandierte er. Wir gaben uns noch einen Ruck. „Heil Hitler!“ Er riss den Arm hoch und seine braunen Augen wieselten mit flinken Blicken durch unsere Riehen. „Heil Hitler!“ riefen wir im Chor zurück. Dabei streckten wir den rechten Arm vor, soweit es ging. „Setzen!“ Er war offenbar zufrieden mit uns. „Ich heiße Doktor Mullinski. Ich war im ersten Weltkrieg in der kaiserlichen Kriegsmarine, zuletzt Leutnant zur See. Ich wurde jetzt als ein Vertreter unserer deutschen Volksgemeinschaft berufen zum Schöffen am Volksgerichtshof. Hier in der Schule bin ich Oberstudienrat. Ich bin euer Ordinarius (Klassenlehrer), genannt werde ich Mulle. Eure Anrede: Herr Doktor. Das genügt!“

Der Mulle mochte seinen Namen Mullinski nicht. Gern wäre er blond und blauäugig gewesen, von athletischer Gestalt, mindestens eins-achtzig groß, Doktor Ekkehard Schwertfeger heißen oder so ähnlich. Das hatte der liebe Gott ihm vorenthalten. Er war nationalsozialistischer Gesinnungsgermane mit Parteiabzeichen am Frack. Ich glaube, dass er unsere Sexta mochte. Der Direx hatte uns gut auf ihn vorbereitet: Zackige Haltung, dazu strammes „Heil Hitler“. Dann zog der Mulle einen prima Unterricht ab. Sogar humorvoll. Deutsch und Geschichte waren seine Fächer. Er machte den Deutschunterricht zu einer spannenden Veranstaltung, trieb uns den Spaß an deutscher Literatur nicht aus. „Ich will eure Augen leuchten oder weinen sehen bei den Texten unserer deutschen Dichter! Und wenn eure Blicke ermatten, dann üben wir pflichtgemäß Rechtschreibung, Zeichensetzung,

Grammatik. Das muss auch sein!“ Mulle folgte dem Prinzip: „Die deutsche Schulgrammatik ist so trocken, dass man sie nur in kleinen Bissen schlucken kann.“ Er hatte ein paar Merksätze, die zu lernen er uns nicht zumuten wollte, wie er sagte. Wir skandierten sie jedoch mit großem Vergnügen im Chor. Dazu ein Beispiel: „Wer Brauchen ohne zu gebraucht, braucht Brauchen garnicht zu gebrauchten!“

Mulle hatte mich als Vorleser entdeckt. Ich konnte eine kleinere Buchseite textlich voll erfassen, während ich die ersten Sätze zu Gehör brachte. Wenn ich umblätterte, verlas ich noch den letzten Satz der vorhergehenden Seite. Eidetisches Gedächtnis. Doch lieber hörte ich zu. Geschichte war bei Mulle Heldenepos, das er vortrug mit Jubel oder Tremolo Mulle, dieser Schrumpfteutone, zog uns in seinen Bann. Er zitierte uns mehrmals mit großer Gebärde und markiger Betonung jeder Stile Goethes

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
und wo ihr's packt, da ist es int'essant!“

Unser Klassenlehrer Mulle hatte immer weniger Zeit für uns. Roland Freisler Volksgerichtshof nahm ihn seit 1942 mehr und mehr als Schöffen in Anspruch. Das Kriegsglück hatte sich gewendet. 1943 telefonierte Rundstedt mit seinem Kameraden Keitel, Chef des Generalstabs: „Macht endlich Schluss, ihr Idioten!“ Doch das wollten die Nazis nicht. Es währte noch zwanzig lange Monate, in denen der Widerstand gegen Hitler wuchs. Der Scharfrichter in Plötzensee machte Überstunden.

In der Quinta verloren wir leider Doktor Haß, unseren Biologielehrer, weil der unsere Friesen-Flakhelfer in die Kaserne begleitete. Ich hatte mich nie besonders interessiert für das, was da krecht und fleucht, was da grünt und blüht. Mir fehlte auch später das Bedürfnis, mich exakt in dieser bunten Vielfalt auszukennen. Doch die Frage, welche Gesetze dem Getümmel des Lebens zugrunde liegen, reizte mich und Dr. Haß, der mich den kleinen Philosophen nannte, kam meiner Wissbegier entgegen. Einmal sagte er mir: „Die Welt ist voller Wunder, die es zu erforschen gilt. Auf zwei Fragen jedoch wirst du wissenschaftlich niemals eine Antwort finden. Erstens: Warum gibt es die Welt? Zweitens: Warum gibt es mich?“ Er war der einzige Lehrer, der so etwas wie „Genialität“ in mir erkannte. Kein Lehrer nach ihm hat mich jemals zu einer entsprechenden Entfaltung ermutigt. Ich war später sogar mal im Begriff, mich für eine Ausbildung als Postfacharbeiter zu bewerben – ein ehrenwerter Beruf. Aber das ist eine andere Geschichte.

Englisch hatten wir bei Fräulein Keetjen, einer schlanken Dame feiner Eleganz, die uns heiter und angenehm freundschaftlich unterrichtete, ohne deshalb pädagogische Zugeständnisse zu machen. Bei einem Bombenangriff wurde sie im Luftschutzkeller verschüttet. Man holte sie nach zwei Tagen körperlich unversehrt unter dem Trümmerberg des Wohnblocks wieder raus. Danach bemühte sie sich, ihren Dienst zu versehen als sei nichts gewesen. Doch ihre Seele hatte Schaden genommen. Sie lachte nicht mehr. Wir Buben waren so rücksichtsvoll wie möglich. Wir machten uns Sorgen um sie. Einmal haben wir zu ihrer Erheiterung spontan

das Lied gesunken, was sie uns in glücklicheren Tagen mal beigebracht hatte. Ich rätsele noch heute, wie und warum dieses kleine Kinderlied plötzlich aus der Klasse herausbrach:

„Down by the sea – down by the sea,
I dare not go, I dare not go – for if I do, for if I do
My mother would say – my mother would say
»Have you ever seen a cow with a green eyebrow?«
»Down by the sea? Heyoo!«”

Da lächelte Kätchen: „Ich danke Euch!“ sagte sie. Aber ihre Seele blieb umwölkt.

Körperliche Züchtigung war an der Friesenschule tabu. Nur der zum Schuldienst reaktivierte betagte Zeichenlehrer Förster, einäugiger Kriegsinvalide des Weltkrieg Eins, machte dabei eine Ausnahme. Er bot bei Bedarf entweder seine ganz spezielle „Gedächtnisstärkung“ (Haareziepen) an oder wahlweise „etwas aus der guten alten Kiste“ (Kopfnuss). Wer beides zurückwies, musste sich den Satz anhören: „Du bleibst unbestraft, doch dein schlechtes Gewissen wird dir den Nachtschlaf rauben!“ Irgendwann mal antwortete ihm der freche Handke: „Dann ist sowieso Fliegeralarm!“ Herr Förster grübelte sekundenlang. Dann sagte er traurig: „Wenn einer recht hat, dann hat er recht. Handke, ich verzeihe dir!“

Die Obrigkeit hatte verfügt, uns im Zeichenunterricht aus einseitig bunt bedruckten dicken Papierbogen eine Vielzahl kleiner Teilchen ausschneiden zu lassen, die am Rand Zickzack-Säume hatten. Ein ödes Geschnipsel. Aus diesen Ausschnitten wurde dann ein Flugzeugmodell zusammengeklebt. Es gab Modelle aller Typen des Luftkriegs zu fuzzeln. Beim ersten und einfachsten, dem Jagdflugzeug Me 109, stieß ich bereits an meine Grenzen. Ein Rumpfteil brachte ich zustande, und das sah karamboliert, aus. Herr Förster war ein wunderlicher Mann. Ich bat ihn unter drei Augen um eine Auskunft, ob eine ruhmreiche Fliegerkarriere vorher einer Schnippel- und Kleisterpraxis bedürfe? Denn dann käme die Luftwaffe nicht für mich infrage. „Für die Marine musst du Schiffsmodelle kleben, für Panzerfahrer gibt es Panzermodell!“ sagte der alte Herr, ohne die Miene zu verziehen. „Willst du vielleicht zur Infanterie? Das ist die Krone aller Waffen. Da muss vorher nichts geklebt werden!“ Ich verwies auf meine defekte Fußsohle. „Dann kommst du vielleicht zur Artillerie?“ Das hörte ich gerne.

Diese Waffengattung entspricht unserer Familientradition, seit mein Urgroßvater Wilhelm Ritter es als Berufskanonier in Köln bis zum Stabsfeldwebel brachte. Mein Großvater Hermann hatte – auch in Köln – bei der Artillerie gedient. Papa war bei der bespannten Artillerie Oberstleutnant der Reserve. Ich setzte Herrn Förster von diesem Sachverhalt in Kenntnis. Herr Förster schloss unser Gespräch: „Napoleon war auch Artillerist! Also lass die Kleberei und zeichne was Schönes!“

Im Zeichensaal nahm ich in der letzten Reihe Platz. Auf der weißen Rückseite des Flugmodellbogens der Spitfire (englisches Jagdflugzeug – ein deutsches Flugzeug wagte ich

nicht zu zweckentfremden) gestaltete ich – soweit der Zirkel reicht – das Wappen der „Sexta 1941“. Das hängten wir im Klassenraum über die Tafel. Die sechs Blütenblätter kolorierte ich in den Grundfarben blau-rot-gelb, dazwischen die Mischfarben violett, orange, grün. Das hatte Herr Försters angeregt. Mittendrin war die Mischfarbe aus den drei Grundfarben: Braun. Und dadrin, weiß ausgespart, das Sonnensymbol des Hakenkreuzes. Den Wappenschild umgaben vierblättrige Kleeblätter, die Mama als Glückssymbol schätzte und wovon sie im Sommer manchmal unter dem normalerweise dreiblättrigen Klee ein seltenes Vierblatt-Exemplar im Grase fand.

Während meine Klassenkumpels als Sextaner eine Luftflotte aus Papier zusammenklebten, dazu Schlachtschiffe und sonstige kanonenbestückte Wasserfahrzeuge der Kriegsmarine, zog ich im Zeichenunterricht ein Jahr lang ungestört meine Kreise, denn ich hatte an runden „Mandalas“, an Wappen und Heraldik Gefallen gefunden. Herr Förster ließ mich gewähren.

Auch Oberlehrer Remus (Geburtsjahrgang 1874) war kriegsbedingt aus dem Ruhestand reaktiviert worden. Der kahlköpfige alte Herr war schlank, fit, streng, aber gerecht. Wenn er in die Klasse kam, dann standen wir gesittet auf. Es folgte seinerseits: „Guten Morgen! Ich bitte, Platz zu nehmen!“ Einmal kam sein Sohn, ein Oberstleutnant der Pioniere und Doktoringenieur, ihn besuchen. Der ging durch unsere Bankreihen, gab jedem die Hand und Papa Remus stellte uns vor mit Vor- und Nachnamen sowie – ich hätte vorher nicht für möglich gehalten, was der alles von uns wusste – unseren Spitznamen oder er machte sonst eine nette Bemerkung zu jedem. Die ganze Stunde ging dabei drauf. Bei mir sagte er zu meiner Überraschung: „Karl Hermann Ritter, der Stropp aus Köln.“ Er stellte unsere beiden Zwillinge, die Brüder Steinke, die nicht wie Zwillinge aussahen. Günter schlank, Rolf stämmig. Dann unsere beiden Linkshänder, deren Linkshändertum er von jedem Makel befreite durch Hinweise auf große Kollegen der Weltgeschichte. Papa Remus hatte die beiden Linksschreiber nebeneinander in die Bank gesetzt. Unser Münchener Seppl wurde gebeten, einen Satz in bayerischem Dialekt zu intonieren. Der zitierte was gereimt geografisches – über den Weißwurstäquator. Herr Remus stellte sogleich klar, diese seltsame Wurstlinie sei etwa jener vergleichbar, hinter der die Kirchen Zwiebeltürme haben. Das Wunderkind Franzel (Violine) wurde gerühmt ebenso wie Gottfried, weniger Wunderkind als jedoch geübter Blockflöter. Bei Günter Viegas verwies er auf dessen Vater (Leiter des Berliner Fundbüros). Beim Bruno sagte er nur, wir alle hätten ihn ganz besonders ins Herz geschlossen (die Nachricht über den Heldentod seines Vaters war eine Woche vorher aus Russland gekommen).

Viele Eltern oder Gattinnen setzten die Worte „In stolzer Trauer“ in die schwarzumrahmte Heldentod-Anzeige eines Sohnes oder Ehemannes oder Familienvaters. Dazu oft noch den Hinweis: „Er starb für Führer, Volk und Vaterland.“ Bruno hatte zwei jüngere Schwestern. Sein Vater, ein Facharbeiter, war nicht freiwillig zu den Waffen geeilt, als der Führer rief. Er war kein Nazi gewesen. Er starb als einfacher Soldat. Für eine Todesmeldung in einem der täglichen Heldentod-Anzeigenfriedhöfe deutscher Tageszeitungen fehlte Brunos Mutter das Geld. Wahrscheinlich stand ihr auch nicht der Sinn danach.

Papa Remus war unser Ordinarius sowie Deutschlehrer geworden. Sein ganz besonderes Anliegen galt einem Schatz für das ganze Leben, wie er wagte. Wir sollten möglichst viele Gedichte auswendig lernen. Er war literarisch allerdings im Vorgestern verankert, doch wir mimten ihm eine brave Klasse und rezitierten im Chor, während er dazu den Takt schlug, endlose Strophen aus dem Poesiealbum der deutschen Muttersprache:

„Droben steht die Kapelle,
schauet still ins Tal hinab.
Drunten sitzt bei Wies und Quelle
frisch und froh der Hirtenknab.
Droben trägt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
auch dich trägt man dort einmal!“

Hoffentlich ist meine Wiedergabe des Textes richtig. Den Dichter habe ich vergessen. Ich erinnere mich auch, dass es mehrere Strophen waren. Doch als Beispiel mag es so genügen. Ein anderes Gedicht hieß „Das Riesenspielzeug“. Es ging um einen pflügenden Ackersmann. Das Riesenfräulein, das Kurzweil mit dem Gespann trieb, wurde von ihrem Riesenvater belehrt, dass ein Bauer mit Pferd und Pflug kein Spielzeug sei! Über die vielen Jahrzehnte geht im Gehirn so mancher Schatz deutscher Dichtung verloren, zumal wenn der Zeitgeist darüber hinweggewalzt ist.

(Abgetippter Ausdruck)

Pimpfe

Da gab es bei den Pimpfen ganz andere Gesänge, die wir begeistert lernten und die wir während unserer Ausmärsche der Siemensstädter Bevölkerung fröhlich zu Gehör brachten: Pimpfe (10 – 14 Jahre) waren die Kinderarmee der Hitlerjugend. Die Eltern wurden gesetzlich verpflichtet, ihre Sprößlinge zur Verfügung zu stellen, die Töchter bei den Jungmädchen, doch die traten in den Hintergrund. Im Vordergrund stand damals das Bemühen des Dritten Reiches, die männliche Jugend frühzeitig zu preußisch geprägtem Soldatentum zu formen.

Diese Suppe habe ich jedoch nicht so heiß gegessen. Manchmal trat der Jungstamm zwar zu Nachtappellen an, die vier Fähnlein im Karree. Fanfarensignal. Ein HJ-Bonze sprach zu und entzündete nach hehren Worten in der Mitte ein Feuer. Dann sagen wir. Es war sehr ergreifend. Doch sonst war das Fähnlein 18 (im Jungstamm Siemensstadt) eine eher betuliche Gemeinschaft nach Pfadfinderart, jedoch unter Absingen bombastischer Lieder. Auch wir wurden von unseren Führern zu Kameradschaft und Hilfsbereitschaft angehalten.

Aber als kleine Spartaner mussten wir uns nicht gebärden. Unser Fähnleinführer, wegen seiner Abneigung gegen kaltes Duschen Bibberich genannt, trug als Zeichen seiner Würde eine grün-weiß geflochtene Kordel. Er hatte für das Bürokratische einen Hauptjungzugführer an der Seite namens Udo (Kordel grün-schwarz). Von dem hieß es, er verfüge über eine eigene Schreibmaschine Das Fähnlein teilte sich in vier Jungzüge, diese wiederum in vier Jungschaften mit je acht bis zehn Pimpfen. Mein Jungschaftsführer war Olaf Weide. Dieser Bub, ein Arbeiterkind von dreizehn Jahren, nahm das rot-weiße Kordelchen, welches seine Knabenbrust schmückte, sehr ernst. Wir waren die ihm anvertrauten Küken, unter seiner Obhut sicher gegen alle Unbilden des Pimpfentums. Kläuschen Bartel, unser Jungzugführer, vielleicht vierzehn Jahre alt, Sohn eines Siemens-Direktors, hatte eine dunkelgrüne Kordel von der Schulter baumeln. Er war ebenfalls Friesenschüler, wollte auf dem Schulhof aber nicht von uns begrüßt werden, sondern kniepte uns nur freundlich mit dem Auge zu, wenn er uns dort erblickte. Kläuschen war eine Idealbesetzung als Jungzugführer, anmutig jugendliches Beispiel der Tugenden Fleiß, Ordnungssinn und Sittsamkeit. Seine fröhliche Wohlerzogenheit fand Anklang und griff bei uns Pimpfen um sich. „Gute Beispiele veredeln die Sitten!“ Dazu sangen wir:

„Vorwärts, Vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren,
Vorwärts, Vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren,
ist das Ziel auch noch so hoch,
Jugend zwingt es doch!
Unsere Fahne flattert uns voran,
in die Zukunft zieh'n wir Mann für Mann,
wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not
mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.
Unsre Fahne flattert uns voran,
unsre Fahne ist die neue Zeit,
unsre Fahne führt uns in die Ewigkeit:
Unsre Fahne ist mehr als der Tod!“

Die Pimpfenprobe, ich fürchtete sie (Kurzstrecke 60 Meter in 12 Sekunden, Schlagballwerfen 25 Meter, Weitsprung 1,50 Meter), war mir erspart geblieben. Kurz vorher stießen mich im Freibad fremde Buben vom Holzsteg, der zum Sprungturm führte, ins flache Wasser. Auf dem Grund lagen Glasscherben. Ich trat in einen Flaschenboden. Der zerschnitt mir die rechte Fußsohle. Ich humpelte ans Ufer und noch ein Stück durch den märkischen Sand bis Leute, die meine Blutspur sahen, mich zum Bademeister trugen. Die Wunde wurde vom Notarzt im Sanitätsraum der Badeanstalt gereinigt und mit sechs Klammern verschlossen. Das tat an der kitzligen Fußsohle besonders weh. Drei Wochen lag ich daheim auf dem Sofa und freundete mich an mit Mark Twains „Tom Sawyer und Huckleberry Finn“. Beide sind mir gute Gefährten geblieben. Besonders Huckleberry.

In der Fußsohle blieb eine lästige Narbe. Auf die berief ich mich im ferneren Leben bei allen Formen fußläufigen Sports. Ich war schon vorher Inbegriff des Unsportlichen. Ein Glück, dass

mich beim Hochsprung die begabte und energische Sportlehrerin Fräulein Schwarz im sogenannten Rollstil unterwies, sodass ich hier, nach kurzem Anlauf mit dem linken Fuß kraftvoll abspringend, eine akzeptable Leistung erbrachte. Auf die verwies ich, wenn es um die drei hirnrissigen Absoluten ging, die Hitler in einer seiner Reden Deutschlands männlicher Jugend abverlangte: „Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder, schnell wie die Windhunde!“ Dieser Führer war nicht mehr mein Mann. Ich kann in meinem Umfeld keinen einzigen Jungen, der diesem Idealbild auch nur annähernd entsprach. Aber ich äußerte mich nicht dazu. Der Zeitgeist hieß damals Hitler. Das hatte ich begriffen.

(...) Bald allerdings hörte die Hitlerjugend schon mit 16 Jahren auf. Seit 1942 wurden die männliche Jugend Flakhelfer und unterstand der Luftwaffe. Aus den Schulen zogen Lehrer mit ihnen in die Kasernen. Flaksoldanten wurden mit Flakgeschützen Kaliber 8,8 cm an die Ostfront kommandiert zum Panzerkrieg. 8,8 durchschlug die Panzerung des Typs T 34. Allerdings war die Flak (Fliegerabwehrkanone) gen Himmel konstruiert und deshalb im Bodenkampf ein gut wahrnehmbares Ziel. Die Pak (Panzerabwehrkanone) duckten sich. Doch ihr Kaliber war zu schwach für die Panzerungetüme der Roten Armee.

Das vier Jahr lang eingeübte Liedgut der Pimpfzeit haftet besser in der Erinnerung als der bunte Strauß deutscher Dichtung, wie ihn Papa Remus vermittelt hat. Außerdem lässt der „Hirtenknabe“ sich nicht singen. Bei langen eintönigen Autofahrten überraschte ich Jahrzehnte später bisweilen friedliebende Mitreisende durch meinen Gesang. Ich habe auch erlebt, dass bedeutende Persönlichkeiten der demokratischen Zeitgeschichte im rollenden Wagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit plötzlich mit einstimmten:

„Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit,
reißt die Fahnen höher, Kameraden,
wir fühlen nahen unsere Zeit,
die Zeit der jungen Soldaten.
Vor uns marschieren mit sturmzerfetzten Fahnen
die toten Helden der jungen Nation
und über uns die Heldenahnen:
Deutschland, Vaterland, wir kommen schon.“

Manche sangen die letzte Zeile:

„Ahnen wartet, wir kommen schon.“

Ein anderes gern gesungenes Lied, Knochenwalzer genannt, war getextet:

„Es zittern die morschen Knochen
der Welt vor dem großen Krieg.
Wir haben den Schrecken gebrochen,
für uns war's ein großer Sieg!
Wir werden weiter marschieren,
wenn alles in Scherben (Scheiße) fällt,
denn heute, da hört uns Deutschland

und morgen die ganze Welt.“

Im Anschluss an solche Gesänge ließen wir Pimpfe dann manchmal noch den Satz erklingen:

„Jungvolk, gib acht, Jungvolk, gib acht,
dass man euch nicht zu Spießbürgern macht!

(Abgetippter Ausdruck)

KLV - Kinderlandverschickung

Mit der Zunahme des Bombenkriegs fasste die Reichsregierung den Beschluss der Landverschickung aller Großstadtkinder von 10 bis 16 Jahren. Rundum in Deutschland entstanden KLV-Lager (KinderLandVerschickung). KinderLandVerschleppung nannten es die betroffenen Kinder.

Die Friesenschule fand Unterkunft im ostpreußischen Städtchen Preußisch-Holland. Die gutmütigen Ostpreußen boten uns Privatquartiere. Ich kam mit Günter Viegas zu den zwei hübschen Damen Ottke und Marquardt. Deren Männer leisteten Kriegsdienst an irgendwelchen Fronten. Frau Friedhofsinspektor Ottke hatte zwei nette Kinder unseres Alters, Klaus und Ingrid. Das Häuschen stand direkt neben dem Gottesacker. Günter Viegas und ich hausten im Giebel mit Blick auf schnurgerade Reihen von Grabdenkmälern.

Die Sache ließ sich gut an. Bald kam Mama nach mir schauen. Sie lud uns alle ein zu einem Ausflug. Mit weißem Dampferchen fuhren wir von Elbing über das Frische Haff zur Frischen Nehrung. Dort ist der kleine Fischer- und Badeort Kalberg. Damals war ich knapp dreizehn Jahre alt. Mama hatte Süßigkeiten und Bohnenkaffee dabei, was Papa, damals Ortskommandant in einem kleinen Städtchen in der Normandie, manchmal schicken konnte. Die beiden ostpreußischen Damen packten Butterbrote aus.

Es war ein schöner Ausflug so wie früher in Berlin, wenn meine Eltern mit mir aufbrachen zur Havel oder nach Tegelort. Den Kaffee führte Mama in einem Tütchen mit sich, denn es hieß: „der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen“. Verkauft wurde den Ausflüglern heißes Wasser. Wasser Porzellankannen und dicke Tassen gab es als Ausleihe dazu. Auch auf den weißen Dampfern war es so Sitte. Jeder konnte seine bevorzugte Kaffeesorte nach eigenem Gusto aufbrühen lassen. „Virzich Fennje oder siebzig?“ Mama entschied „siebzig!“ Zack war der gemahlene Kaffee in einer Kanne. Kochendes Wasser drauf. Wir hatten jetzt einen Liter Kaffee, doch der war sehr dünn. Mama hatte nur die Hälfte heißes Wasser konzipiert. „Fuffzich Fennje“ hätte sie sagen sollen. Aber woher sollte ein rheinisches Mädchen das wissen? In Ostpreußen gab es dieses Berliner Brauchtum nicht. Erst in Kalberg fand sich eine hilfsbereite Wirtin, die den drei Damen für Mamas Kaffeetütchen das heiße Wasser andiente.

Ich habe mich später gefragt, warum ich mich so gut an Einzelheiten dieses Ausflugs erinnere? Die kleine Reise war das Ende meiner heiteren Kindheit.

Mit den ostpreußischen Kindern haben wir Berliner Jungs uns gut verstanden. Treffpunkt der KLV-ler war der geschändete jüdische Friedhof, wo die Grabdenkmäler umgestürzt waren. Sie lagen kreuz und quer übereinander. Dadrauf hockten wir, ohne uns über die verwilderten Gräber Gedanken zu machen. Wir palaverten. Ich fand dieses Chaos sogar eindrucksvoller als die öden Leichenstein-Formationen, wie wir sie aus unserem Dachkammerfenster vor Augen hatten. Der Friedhof war überschattet von großen alten Bäumen. Kein Mensch außer uns Berliner Kindern verirrte sich dorthin. Wahrscheinlich schämten sie sich?

Die Juden mussten jetzt gelbe Davidssterne tragen. Eigentlich sahen diese Sterne schön aus. Doch in der S-Bahn in Berlin hatte ich erlebt, wie jemand einer alten Jüdin Ohrfeigen anbot, die Platz genommen hatte, obwohl andere Leute stehen mussten. Alle schwiegen. Nur ein Herr sagte laut: „Lassen sie das!“ Er half der weinenden Frau auf die Beine und stieg am nächsten Bahnhof mit ihr aus, wobei er sie stützte.

In Siemensstadt wohnte in der Nähe ein Rechtsanwalt. Der ging stets peinlich korrekt gekleidet, im Winter mit Gamaschen über den Schuhen, sogenannte Kamelshufe. Auf seinem eleganten dunkelblauen Mantel prangte goldgelb der Davidsstern wie eine hohe Auszeichnung. Ich hörte mich „Guten Morgen“ sagen. Der Herr antwortete leise: „Guten Morgen, mein Junge“. Ob Kohns jetzt auch einen solchen Stern tragen mussten? Und dann verschwanden die Sterne. Umsiedlung in die Ostgebiete, hieß es.

In Preußisch-Holland war viel Mohn angebaut, und die Kapseln reiften. Wir holten uns welche von den Feldern, was wir Mondraub nannten, ein Wortgemisch aus Mund und Mohn. Wahrscheinlich spielte auch die Wirkung eine Rolle. Die schwarzblauen Samenkörnchen, die wir uns aus den Kapseln auf die hohle Hand gossen und von denen wir reichlich Futterten, machten leicht beduselt. War es Opium? Süchtig sind wir nicht geworden. Außerdem dauerte es nicht lange und die Felder waren abgeräumt. Hunger mussten wir deshalb nicht leiden. Ganz im Gegenteil: „Harmannchan, du musst mahr assen!“ hieß es bei Frau Ottke. Ein Jammer, dass der gemütliche breite Dialekt seine schöne Heimat verloren hat und ausstirbt.

Ein Radrennen war verabredet worden zwischen den Jungs aus Preußisch-Holland und den Berliner Kinderlandverschleppten. Uns wurden die Räder geliehen. Der Kurs ging durch das Zentrum des Städtchens, denn Autoverkehr gab es kaum und Streckenposten aus unseren Reihen sorgten dafür, dass kein Kinderwagen dazwischen kam oder ein Hund oder ein Fuhrwerk. Die Organisation hatten die Pimpfe des Städtchens übernommen, weil sie uns gerne zum Mitpimpfen bei ihnen gewinnen wollten. Ein paar Stoppuhren waren auch vorhanden, doch die Zeitmessung war eine sehr ungenaue Sache. Es ging mehr um die

Gaudi. Als es hieß: „Hermann, Achtung, fertig, los!“ trat ich gewaltig in die Pedalen. So schnell wie ich ist wohl noch nie ein Radfahrer über das Kopfsteinpflaster der City von Preußisch Holland geschossen. Am Stadttor machte die Straße einen Bogen. Dort stürzte ich. Die Rücktrittsbremse war defekt, an der Handbremse fehlte das Bremspolster. Ich hätte das Velociped vorher ausprobieren müssen. Mein Knie war blutig aufgeschlagen und auch sonst taten mir alle Knochen weh, aber nichts war gebrochen. Berliner Buben nennen ihr Taschentuch Rotzfahne. Meines war eine solche. Damit eine offene Wunde zu tupfen widersprach elementarsten Regeln der Hygiene. In der nahen Apotheke machte mir der Herr Provisor – so wurde er angeredet – einen Verband. Er traf auch Maßnahmen zur Desinfektion. Aber da hatten die Eiterkokken bereits im Kniegelenk ihre Position bezogen. Das Knie schwoll an, es wurde heiß, es pochte.

Am nächsten Nachmittag kam endlich der Arzt. Ein uralter Herr. Viele junge Ärzte waren draußen bei den Soldaten. Jedenfalls hatte dieser Greis, der es kaum schaffte, die schmale Treppe zu unserem Giebelstübchen rauf zu schnaufen, ein Arzttäschchen a la Doktor Eisenbart dabei. Dem entnahm er ein Wattebäuschchen, ein Fläschchen Wundbenzin und ein Messerchen. Ob der alte Feldscher gestochen oder geschnitten hat weiß ich nicht mehr, jedenfalls spritzte der Eiter bis an die Decke. Der Arzt selbst hatte Spritzer abbekommen. Das Kämmerchen war versaut. Es stank. Unsere beiden KLV-Mütter konnten kein Blut sehen. Der alte Medizinalrat suchte das Weite. Es blieb nur Günter Viegas, und der hat damals eine Bewährungsprobe abgelegt, die ihresgleichen sucht. Außerdem: Toilette, Wasser und überhaupt alles Sanitäre war nur im Erdgeschoss verfügbar und dort für mich, zwei Treppen tiefer, unerreichbar. So traf es sich gut, dass unser Giebelfensterchen einziger Öffnung des Hauses war, die draußen auf die Gräber blickte. Es geschah das Unvermeidliche. Ich möchte es nicht beschreiben.

Eine Woche später schaute die Mutter eines Klassenkameraden nach mir. Sie war leitende Nazisse der Siemensstädter NS-Frauenschaft. Eine imposante Dame. Als Günter Viegas sie hereinführte, lastete sie sogleich in seinen Armen. Ohnmächtig. Ob es der Gestank war oder der Anblick des Raben, der in jeder Hinsicht finster in seinem Käfig hockte? Kein Krächzer, kein Tönchen. Dem sollte ich das Sprechen beibringen. Klassenkameraden hatten mir den schwarzen Vogel gebracht, da ich ja reichlich Zeit für ein Sprachtraining des Huckebein. Als die Kameradenmutter aus ihrer Ohnmacht erwachte, stürzte sie davon mit dem Schrei „Ich komme wieder!“

Es dauerte nicht lange, da stand die politische Machtelite des Städtchens, der Kreisleiter der NSDAP, der Ortsgruppenleiter, einige andere Leute, dicht gedrängt in der Kammer. Danach ging es Schlag auf Schlag. Ich konnte mich nicht mal verabschieden. Ein starker Mann trug mich auf seinem Rücken die Treppe runter und gleich in eine noble Karosse. Weg war ich.

Man transportierte mich in die Villa vom zweithöchsten SA-Mann des deutschen Reiches, eines freundlichen Herren, der mir klarsichtig genug erschien, in absehbarer Zeit das Ende des Faschismus zu erwarten. Natürlich sprachen wir nicht darüber. Er plauderte gern mit mir

über Jugendliteratur, lachte herzlich, als ich Huckleberry Finn meinen guten Freund nannte, stimmte mit mir überein, als ich vom Lederstrumpf schwärmte. Wir sprachen über Robinson, dessen Diener Freitag und den alten Donnerstag. Auch der SA-Führer brachte mir Bücher heran, die mich begeisterten. Besonders Karl May. Mein Vater behauptete zwar, Karl May sei unter den Dichtern wie der Popo unter den Gesichtern, aber nach der Lektüre alle drei Bände Winnetou konnte ich diesen Standpunkt nicht teilen.

Karl May war ein „Ich-Erzähler“. Seinem Beispiel folge ich jetzt. Nur dass ich wahre Erlebnisse berichte. Ich habe nichts hinzugefügt, aber manches weggelassen. Enttäuschungen bleiben keinem im Leben erspart. Doch sie verdienen es nicht, besungen zu werden.

Penicillin gab es noch nicht. Das Knie eiterte ungebremst weiter. Mama war in Berlin ein alter Arzt empfohlen worden, der sich als Wundarzt einen Namen gemacht hatte: Dr. Fiesahn. Sie kam mich abholen, bekam noch von der fürsorglichen Dame des Hauses zwei dicke Pakete Nahrungsmittel mit auf den Weg, darunter auch ein Schinken. Kraftfutter für mich, wie es hieß. Der SA-Obergruppenführer ließ anklinge, dass es noch einen Zeitraum gäbe, wo er mir vielleicht helfen könne. Codewort: Huckleberry. Seine Frau sagte zum Abschied unter Tränen: „Mach’s janz jut, Jungchen!“

Doktor Fiesahn war nicht zart besaitet. Aber er verstand sein Geschäft. Ich erlebte in dieser Zeit mehrere schwere Bombenangriffe. Ich war kein Neuling in dieser Sache. Schon 1941 waren in unserer nächsten Nähe drei Bomben gefallen. Die wurden umzäunt, denn von weither kamen die Schaulustigen, um sie zu betrachten. Bomben- und Flaksplitter waren noch eine Rarität. Es gab viele Sammler. Mit Flaksplittern war ich gut im Geschäft. Die sammelte ich auf dem langen Flachdach unseres Wohnblocks. Meine Spezialität waren Fetzen aus den kupfernen Führungsringen der Granaten.

Als ich jetzt wieder mein Kinderzimmer bezog, sah die Sache schon ganz anders aus. Alle Fenster der Wohnung hatte Explosionsdruck zerbersten lassen. Sie waren mit Brettern und Schrankrückwänden vernagelt. Es fielen Luftminen. Deren große Trichter hat niemand mehr eingezäunt.

An meinem Knie war Doktor Fiesahn bereits bei der Kosmetik angelangt. Er durchpflügte die Wunde mit Höllenstein, damit die Narbe minimierend.

Papa war als Oberingenieur in die Heimat reklamiert worden. Gemeinsam erlebten wir im Luftschutzkeller eine Luftmine, die direkt hinter unseren Rücken geräuschvoll außen an der Kellerwand runterrutschte, aber nicht detonierte. Die Kellerkameraden, Insassen unseres mit dicken Balken abgestützten Schutzraumes, diskutierten aufgeregt, ob es ein Blindgänger oder ein Zeitzünder sei. Papa berief sich auf seinen artilleristischen Sachverstand und entschied: „Blindgänger!“ am nächsten Tag frage ich ihn, woran man das hören kann. Seine Antwort: „Das kann man nicht hören, sondern nur hoffen.“ Nach der Entwarnung verließen wir den Keller und das Haus. KZ-Häftlinge mussten am nächsten Vormittag die Luftmine freigraben. Dann erschien ein Feuerwerker mit seinem Helfer. Die beiden entschärften das

Ungetüm. Wir konnten zurück in die Wohnung. Papa verfügte, dass ich wieder raus solle aus der „Heimatfront“ des Bombenkrieges. Zurück nach Ostpreußen? Meine Eltern besprachen das. Mama war für Ostpreußen. Papa sagte leise: „Dahin kommen die Russen.“

(Abgetippter Ausdruck)

Kreuz und quer

Ich fand Aufnahme in Reinbek, einem bombenfreien hübschen Ort weit außerhalb von Hamburg. Dort wohnten Tante Frieda, die ältere Schwester meines Vaters und Ehemann Onkel Curt, ein Fabrikant in Hamburg. Onkel Curt, Doktor der Volkswirtschaft, hatte ein Buch geschrieben, das 1933 erschien und sich in kühlen, wohlgesetzten Worten gegen die Wirtschaftsvorstellungen des Nationalsozialismus wandte. Titel: „So geht es nicht!“ Trotzdem wurde Onkel Curts stattliche Fabrik in die Rüstungswirtschaft einbezogen. Doch als mal an einem Produkt Fehler auftragen (U-Boot-Luken, die zunächst nicht passten), flog der arme Onkel unter dem Vorwurf der Sabotage ins Gefängnis, bis es Papa und anderen gelang, sich mit Erfolg für seine vaterländisch einwandfreie Gesinnung zu verbürgen. Von den beiden Söhnen ist Wolfgang, genannt Möfi, mein liebster Vetter, als Matrose in der Ostsee geblieben. Vetter Gert kam als Leutnant aus dem Krieg zurück.

In Reinbek war die Schule Hamburger Kindern vorbehalten. Nach einigen Wochen zog ich weiter zu meines Vaters jüngerem Bruder Onkel Fritz, der auf dem Kaiserstuhl das staatliche Weingut Blankenhornsberg leitete, nachdem er 1935 aus der Schweiz zurückgekehrt war. 1928 hatte er Deutschland verlassen. Die Wirtschaftskrise, die Nazis, auch die Kommunisten und kraftlose Konservative hatten ihm in der „Weimarer Republik“ missfallen. Doch 1935 untersagten die Eidgenossen Ausländern die Ausübung leitender Tätigkeiten. Onkel Fritz verließ die Schweiz, wollte Zwischenstopp machen in der deutschen Heimat und sich dann dem Weinbau in den Vereinigten Staaten zuwenden. In Bayern stand er an der Talstation einer Drahtseilbahn, wo schwarze SS-Männer wartend rumstanden, die einige große Limousinen umgaben. Der nächsten Gondel entstieg, offenbar früher als erwartet, Adolf Hitler. Während der auf die Abfahrt seines Konvois wartete, fiel sein Blick auf Onkel Fritz, einen ansehnlichen jungen Mann, der ihm keinen freundlichen Blick gönnte. Adolf Hitler schlenderte auf ihn zu und sprach ihn an. Thema: Die Schönheit der Bergwelt. Als ein Adjutant Abfahrbereitschaft meldete, sagte Hitler knapp: „In drei Minuten!“ Er plauderte weiter. Onkel Fritz begleitete wie ferngesteuert Hitler zum Wagen. Sie tauschten einen Händedruck – sehr herzlich – und mein Onkel winkt hinter ihm her. Der Führer winkte zurück.

Neben Onkel Fritz war eine kleine braune Gruppe zurückgeblieben. Die näherte sich jetzt hochachtungsvoll meinem Onkel. Der war hypnotisiert. Der Gauleiter lud ihn zum Mitfahren

nach München ein. Nazigegner Fritz wurde Parteigenosse. Einige Wochen später war er Chef des staatlichen Versuchs- und Lehrgutes Blankenhornsberg. Er hing in den Wolken, bis er die ersten Sterne sah. Judensterne. Da stürzte er ab aus der Verzauberung.

Tante Frieda, seine Ehefrau, hatte den hauswirtschaftlichen Teil des großen Gutshofes voll im Griff. Ich wäre gern still und unauffällig am Rande mitgelaufen, aber es fehlte weit und breit eine Schule. Vetter und Kusine gingen auf Internate und nachdem mein Knie so weit gediehen war, dass ich mit guten Gründen nicht weiter um milde Schonung nachsuchen konnte kam der Beschluss, mich auf das gleiche Internat zu schicken wie Vetter Fritz junior. Dort wurde mir von der Schulleitung eine Bewährungsfrist eingeräumt, ehe eine endgültige Aufnahme ausgesprochen würde. Das missfiel meinem Ehrgefühl. Nach drei Tagen und Nächten war mir klar, dass ich dem frommen Regiment nicht genügen würde und auch keine Lust dazu hatte. Ich musste mit meinem Rausschmiss rechnen. Das wollte ich meinen Eltern nicht antun. Ich setzte Vetter Fritz in Kenntnis, bat um schöne Grüße an den Internatsdirektor, packte meinen Tornister und suchte unauffällig und kommentarlos das Weite.

Es war ein ungewöhnlicher Weg, der zu einem ungewöhnlichen Ziel führte. Ich hatte von einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt (NPEA) Rufach gehört, der eine Reichsschule für Volksdeutsche angeschlossen sei. Im nahen Elsaß. Dahinter verbarg sich eine privilegierte Heimschule für Kinder hochrangiger ausländischer Nazi Größen wie in Norwegen Quisling, in England Mosley, im wallonischen Belgien Leon Degrelle. Das reichte auch ins belgische Flandern, nach Frankreich und sogar in die USA. Der Gedanke war, heranwachsende Söhne weltweiter Nazi-Getreuer mit Jungens ausgewählt reichsdeutscher Provenienz zu mischen, zwecks täglicher Praxis in deutscher Sprache und Sitte. So hatte ich es erzählt bekommen. Das sei ein prima Plätzchen zum Überleben.

Den Ort Rufach fand ich auf der Landkarte. Über Kolmar (heute Colmar) war er mit der Bahn zu erreichen. Ich fuhr hin und gedachte mich auf meinen Gönner, den ostpreußischen SA-Obergruppenführer zu berufen. Ich fühlte mich seiner machtvollen Unterstützung felsenfest sicher allein im Hinblick auf das von ihm vorgeschlagene Codewort Huckleberry.

Das Asyle de Rouffach war eine französische Irrenanstalt gewesen. Jetzt war sie zweckentfremdet als Unterkunft für einige hundert Jungen. Ich kam den endlosen Weg vom Bahnhof. Am zweiten Tor der großen Anlage fand ich ein Schilderhäuschen, vor dem ein Knabe meines Alters stand. Der deutete auf die Wachstube. Der wachhabende Junge saß hinter einem Fensterchen. „Ich soll mich hier melden,“ log ich dreist. Der Wachhabende brüllte „Bradfish!“ Aus der Wachstube eilte ein Bub dieses Namens herbei. „Ein Neuer, bring ihn zur Kammer.“ Das Geschah und ehe ich mich versah war ich uniformiert, stand vor einem Berg nagelneuer Klamotten bis hin zu einem wadenlangen braunen Wintermantel. „Komm, ich helf Dir“, sagte Bradfish. „Bau 23?“ Ich sagte „Ja!“ Die Heimmutter dort rang die Hände. Wie einer, der nicht angemeldet ist. Aber Platz war vorhanden. Ich bekam im großen Schlafsaal mein Bett, in einer Stube mein Spind, die Heimmutter meldete mich in der

Küche als zusätzlichen Kostgänger an, Bradfisch halb mir beim Verstauen meiner Habseligkeiten. „In welchem Zug bist du?“ Ich hatte keine Ahnung. „Du bist bei Teddy“, entschied er. „Ich sage ihm Bescheid. Mach's gut, Jungmann.“ Das war unsere Anrede. Ich war Jungmann Ritter.

Nachts im Schlafsaal erfuhr ich die übliche Begrüßung. In der zweiten Nacht, als ich fest schlief, schlichen sie heran und legten meine Hand in eine Schüssel warmes Wasser. Das ist oft erfolgreich. Ich pisste im Schlaf ins Bett. Großer gelber Fleck im Bettlaken. Ich habe mich furchtbar geschämt. Bettenbrunser nannten sie mich. Das das ist so Sitte. Am Anfang ist man Brunser. Dann wird man eingeweiht. Es war alles wie ein Traum. Ich war mir klar darüber, dass ich via des ahnungslosen Bradfisch die Bürokratie weiträumig umschiffte hatte. Ich fühlte Zufriedenheit. Meinen lieben Eltern in Berlin teilte ich mit, dass ich jetzt ein Jungmann sei, Zugehöriger der Reichsschule für Volksdeutsche in Rufach, Bestandteil einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt. Vetter Fritz hatte die Familie in Kenntnis gesetzt, dass ich geistig verwirrt sei. Papa fand eine Möglichkeit, von einer Dienstreise einen Abstecher nach Rufach zu machen. Er meldete sich beim Anstaltsleiter Billing. Der wusste nichts von mir. Es gab mich nicht. Ein Anruf bei der Heimmutter bestätigte meine Existenz. Ich sei der kühne Segelflieger, sagte sie.

Meine Kameraden hatten am nahen Bollenberg Segelflug-Unterricht. In Kürze sollten sie die A-Prüfung ablegen. Der Fluglehrer war Alkoholiker. Ich wurde ihm als Neuer vorgestellt. Das nahm er nicht wahr. Ich solle mich gefälligst einreihen. Der Größe nach. Ich stand hinter dem langen Wedde. Nachdem der seinen fünften Rutscher erfolgreich absolviert hatte, war ich dran. Ich saß vorn im Segelflugzeug des Typs Bauernadler. Die Kameraden schnallten mich an. Die Startmannschaft lief los, zog die zwei Gummiseile in die Länge. Die Haltemannschaft ließ los. Rumpelnd setzte sich der Bauernadler auf seiner Kufe abwärts in Bewegung. Ich wusste: Wenn ich den Steuerknüppel zwischen meinen Beinen zum Bauch ziehe, dann geht es aufwärts, nach vorn gedrückt abwärts. Wenn der Flieger sich nach links neigt, dann den Steuerknüppel nach rechts. Blickpunkt war eine ferne Dorfkirche. Auf die hieß es Kurs halten. Ich zog am Knüppel. Das Rumpeln hörte auf. Der Blickpunkt war weg. Ich flog. Von Nervosität keine Spur. Es waren schöne Sekunden. Jetzt drückte ich ganz sachte. Dann bummste es unter mir. Ich zog noch einmal. Ein Hüpfchen. Ende der Veranstaltung. Ich saß und wartete. Eine kleine Wiese. Rundum Reben. Die Kameraden kamen mehrere Minuten später brüllend angerannt. „Kavalierstart! Aber nichts kaputt!“ Der Fluglehrer war so wütend, dass er zunächst kein Wort hervorbrachte. Schließlich gelang es ihm, das Wort „Flugverbot!“ zu krächzen.

Als sich herausstellte, dass ich keinerlei Ausbildung hatte, äußerte ich in seine Ratlosigkeit hinein: „Ich dachte, es sei nur eine Mutprobe.“ Den Spitznamen „Quax“ verbat ich mir. „Ich bin kein Bruchpilot. Nix ist zerbrochen!“ Der Blickpunkt stimmte, obgleich ich ihn beim Flug nicht mehr wahrgenommen hatte. Mein Schutzengel ist vorweggeflogen. „Hattest du keinen Schiss beim Fliegen?“ Da lachte ich: „Ich bin ausgezogen, das Fürchten zu lernen!“ In mich hineinhorchend erkannte ich später, dass ich eiskalt die Chance genutzt hatte, in Rufach

meinen Ruhm zu begründen mit dem Ziel, bleiben zu dürfen. Immerhin hatte ich keine offizielle Legitimation, ein Jungmann zu sein. Vielleicht war das jetzt anders. Frechheit siegt! Das wurde eine Lebenserfahrung: Nette Frechheit siegt, wenn sie mit Energie ein klar umrissenes Ziel verfolgt. Aber das Herz muss kühl sein dabei!

Billing und mein Vater plauderten. Sie hatten im ersten Weltkrieg zeitweise im gleichen Frontabschnitt am Hartmannsweiler Kopf – Vogesen – gelegen. Der Anstaltsleiter rief den Hundertschaftsführer Herbstreit hinzu. Der war zuständig für die Abteilung „Reichsschule für Volksdeutsche“. Tommy, wie wir ihn nannten, berichtete von meiner Mutprobe. „Ein toller Bursche, ihr Junge!“ Der Fall war erledigt. Ich blieb. Tommy wurde so genannt, weil er zur schwarzen SS-Uniform khaki-braune englische Wickelgamaschen trug, Beutestücke aus Dünkirchen. Die seien gut gegen seine Krampfadern an den Beinen.

Die Annahme, dass ich meines hohen SA-Fürsprechers nicht bedurfte, ist unzutreffend. Allein das Wissen um die Möglichkeit seiner Hilfe gab mir Kraft, ohne diese auszukommen. Ich habe ihm aus Rufach geschrieben, nachdem ich anerkannter Jungmann war. Es kam eine Antwort. Ein Totenbrief. Seine Frau vermerkte nur ganz kurz: „Er hatte sich einen Sohn gewünscht. Wir haben oft von dir gesprochen.“

(Abgetippter Ausdruck)

Bis 1942: Der Gemüsehändler

Vor unseren Wohnzimmerfenstern stand Jahr für Jahr von Februar bis Ende November werktags ab morgens neun bis zum frühen Nachmittag der Gemüsewagen. Über grüngestreifter Plane, welche die breite Verkaufsfläche schirmte, hing ein langes weißes Brett, welches der Eigner persönlich mit dicken Lettern in schwarzer Lackfarbe beschriftet hatte: H E R M A N N W I N K L E R , O B S T U N D G E M Ü S E.

Im Dezember baute Winkler im nahen Sandkasten und drumherum einen Tannenwald auf mit Weihnachtsbäumen, Adventskränzen und auch einzelnen Weihnachtszweigen. Hans werde in der kurzen Wintersaison in einem standesgemäßen Stall mit angeschlossenen Tattersall in guter Gesellschaft angenehm untergebracht, sagte Herr Winkler.

Ich war Einzelkind. Mein Schwesterchen Gisela, auf dem Foto strahlend fröhlich – sie hielt einen großen bunten Ball fest an sich gedrückt – starb dreijährig an Keuchhusten. Zwei Tage vor meiner Geburt. Meine Eltern hatten sie, eine Woche bevor Mama mit mir in die gynäkologische Klinik musste, im gleichen Krankenhaus in die Kinderabteilung bringen müssen. Meine Geburt war sehr schwer. Mama musste lange in stationärer Obhut bleiben. Danach wurde sie in ein Sanatorium verlegt. Ein ganzes Jahr konnte sie nicht bei uns sein.

Papa fand damals nach langer Arbeitslosigkeit bei Siemens in Berlin eine Anstellung als Ingenieur. In meinem Geburtsjahr 1931 war noch die Wirtschaftskrise. Ich wuchs in meinem ersten Lebensjahr gut behütet im Siemens-Kinderheim auf. In Köln geboren wurde ich noch in Windeln ein Berliner. Papa besuchte mich täglich. Ich sei ein nachdenklicher kleiner Bub gewesen. Etwas distanziert, doch charmant und nie gelangweilt. Vielleicht sollte ich mein weit zurückreichendes Erinnerungsvermögen erwähnen. Die nette Oberschwester des Kinderheims hatte ein Bonbondöschen aus geblütem Porzellan. Darauf war ein Deckelchen, das als Griff eine kleine goldene Kugel hatte. Ich erinnere mich auch ein Jahr später 1933 an die Reichstagswahlen, bei denen Adolf Hitler Reichskanzler wurde. Und auch an das Oberlippenbärtchen meines Vaters, das er damals kommentarlos abrasierte.

Vielleicht waren die Umstände meiner Geburt und meines ersten Lebensjahres Ursache einer besonderen Zuneigung für Papa, der damals meine wichtigste Bezugsperson war. Das begründete unser gutes Vater-Sohn-Verhältnis. Jahrzehnte später scherzte ich mal: „Du warst das Kind, das ich bekam, als ich geboren wurde.“

Als ich ein Jahr alt wurde, kam Mama zurück. Sie war wieder gesund, sie lachte fröhlich und sie war wunderschön. Papa und ich erwarteten sie vor unserem neuen Zuhause am Straßenrand. Ich hatte soeben laufen gelernt. In der Zeit, bis ein Taxi Mama brachte, ließ Herr Winkler mich den Hans streicheln. Und dann war sie da. Mama hob mich auf den Arm. Wir schnupperten beide an dem dicken Fliederstrauß, den Papa plötzlich in Händen hielt (Onkel Winkler hatte die duftende dunkellila Blütenpracht sorgsam unter dem Kutschbock bereit gehalten). Und in der Wohnung stand ein Strauß roter Rosen in einer weißen Vase.

Es wurde bis 1942 ein glückliches Jahrzehnt Kindheit in Berlin-Siemensstadt. Unsere Siedlung hatte das Bauhaus Dessau geplant und in den Tegeler Forst hineingebaut. Die Architekten schonten stolze Baumriesen, edle Solitäre zwischen den Wohnblöcken. Baumgruppen mit

Sitzbänken wurden schattige Verweilstätten inmitten von weiten Rasenflächen. Die umgrünt einen geräumigen sechseckigen Kleinkinder-Buddelkasten, der bis zur Sitzhöhe von gelben Klinkern ummauert ist, darauf ringsum ein dickes Brett, auf dem die Muttis Platz nehmen können. Im Sommer hört man das Tackern der Rasensprenger, die sich geduldig drehen. Die Gehwege begrenzen rosa blühend stachelige Hagebuttensträucher und viele Meter lang Fliederbüsche mit duftenden Blütendolden in weiß und lila. Als erste blühen im Frühling leuchtend gelb üppige Forsythienhaine.

(Aufgefundene Datei)

(...) Mama fragte ich seltener. Ich wollte mal von ihr wissen, wie ich links und rechts unterscheiden kann. „Rechts ist da, wo der Daumen links ist,“ sagte sie. Papas Antworten waren hilfreicher: „Mit welcher Hand löffelst du die Suppe?“ Ich hob beide Hände, ließ eine wieder sinken: „Mit hier der!“ Ich tat so, als würde ich Suppe essen. Papa nahm meine Hände in seine Hände, prüfte sie sorgfältig, ließ eine los und entschied, indem er die andre Hand wie zur Begrüßung leicht schüttelte: „Das ist deine rechte Hand. Wo du löffelst, dort ist rechts!“ „Woran hast du den Unterschied erkannt?“ wollte ich wissen. Papa meinte: „Bei Rechtshändern haben kleine Jungens meist rechts die Fingernägel etwas schwärzer. Bei Linkshändern ist es umgekehrt.“ Ich betrachtete die zehn Fingernägel und bewunderte meinen Vater. Mama bemerkte pragmatisch, dass offenbar Nagelpflege geboten sei.

Diese wurde sogleich von ihr durchgeführt. Mama hatte neben Lieblichkeit des Äußeren und Frohsinns der Seele erhebliche Willenskraft. Widerstand war zwecklos. Mamas Heimatstadt Linz am Rhein gehörte politisch zu Kur-Köln. Es wurde Kölsch gesprochen. Großvater Peter Klein hatte bei der Eisenbahn als Rottenarbeiter angefangen. Er brachte es bis zum Stellwerksmeister erster Klasse. Das war höchster Rang bei den Weichenstellern. Die Vorväter stammten aus dem Siebengebirge, wo auch die Sieben Zwerge zuhause sind. Sie waren Schiffszimmerleute. Als die Zeit stählerner Rheinkähne anbrach, wurden sie nicht mehr gebraucht. Oma Katharina Klein geb. Groß stammte aus dem Dorf Blasweiler in der Eifel. Sie verließ den kleinen Bauernhof ihrer Eltern und verdingte sich in Linz als Dienstmagd, bis Peter sie freite. Sechs Kinder kamen. Oma wurde später von den Nazis mit dem silbernen Mutterkreuz prämiert. Für ihre Kochkunst bekam sie keine Medaille. Verdient gehabt hätte sie die!

Am Eingang in unserer Nähe hatte Herr Dams der Ökologiebewegung vorgegriffen. Aus einem kleinen Blockhaus verkaufte er Produkte von den Bauernhöfen seiner Eltern und Verwandten. Sein Werbespruch für Kinder lautete: „Geh nach Haus und sag der Mutter: Herr Dams der hat die beste Butter!“ Er hatte auch vorzügliches Sauerkraut. Unübertroffen waren die Osterschinken, welche vorher bestellt werden mussten. Ich bekam kein Bonbon bei Dams sondern eine Backpflaume. 1939 wurde Herr Dams Soldat. Eine Infanterieuniform umschlotterte ihn. Die Füße steckten in Knobelbechern. Er war verzweifelt. „Mein Lebenswerk sollte der Dienst an der Volksgesundheit sein,“ sagte er zu Mama. „Jetzt muss ich Menschen töten.“ Sie kaufte das letzte Brot aus dem Regal (ein runder Laib des Bauernbrots mit guter Kruste) und noch ein paar andere Produkte aus seinem Ausverkauf. Ich erinnere mich, dass zwei Blumentöpfe Schnittlauch dabei waren. Dann sagte sie ihm

herzlich: „Auf Wiederseh'n, Herr Dams!“ und fügte in kölschem Dialekt hinzu: „Kopp hoch! Et is noch immer jot jejang!“ Dams antwortete der zu ihrer Überraschung auf Kölsch: „Wat kütt kütt, Frau Ritter.“ („Was kommt, das kommt.“)

Vor den Wohnblöcken, drei- und vierstöckig, waren Vorgärten, die in ehrenamtlicher Pflege (und Finanzierung) von Mitbewohnern gestaltet wurden. Unter der unaufdringlich ordnender Aufsicht der Baugesellschaft grünte und blühte es prachtvoll vor den Häusern. Hier und da war auch ein kecker Gartenzwerg geduldet, sofern der fleißig seine Schubkarre schob oder nachdenklich Pfeife rauchte. Oft übernahmen diese nachbarlichen Wohltäter des Blumenschmucks später auch das Ehrenamt des Luftschutzwartes der Hausgemeinschaften, wie bei uns in 283 i (sechs Wohnungen) der Herr Hoffmann, den seine ansehnliche Ehefrau in aller Öffentlichkeit liebevoll „Kerlchen“ nannte und ihn auch laut so rief. Zeitweise war ich der Meinung, Vorgartenpflege und Luftschutz seien zwingend eine zusammenhängende Verantwortung.

(Aufgefundene Datei)

(...) Berliner Fuhrleute und dergleichen handfeste Männer nannten kleine Jungens „Piepel“. Zwei solche Piepel bemühen sich, zwei Hunde mit den Schwänzen aneinander zu knoten. Eine Dame empört sich: „Wenn ich das mit euch machen würde?“ Antwort: „So ein kleines Knötchen kannst du ja gar nicht, Tante!“ Das sind Piepel. Kleine Mädchen dieser Altersgruppe nennen die Berliner Püppies. Ich berichte jetzt ein wenig aus dem Blickwinkel der Piepelphase meines Lebenslaufes.

Ende des Krieges organisierte mein Vater unsere Flucht aus Berlin nach Laasphe. Er selbst musste in der Festung Berlin bleiben. Er war zum Kommandeur des Volkssturmbataillons Siemensstadt berufen worden. Mama war hochschwanger und sie bekam die Reiseerlaubnis in ein Endbindungsheim der Mark Brandenburg. Ich hingegen hatte von der SS Marschbefehl in eine NPEA (National-Politische Erziehungsanstalt) im Allgäu erhalten. Mit diesen Papieren kamen wir zwar raus aus der Stadt. Doch Papas Auftrag an mich lautete: Fahrt beide nach Laasphe im Wittgensteiner Land.

Dieses schöne Waldland liegt der Grenze von Nordrhein-Westfalen und Hessen, Der Ort heißt heute Bad Laasphe, benannt nach dem Flüsschen Laasphe (übersetzt Lachsbach, doch heute ohne Lachse). Dieses Gewässer fließt im Ort in die Lahn.

14 Jahre nach mir kam mein Bruder Hans auf die Welt – vier Tage nach dem Waffenstillstand des Zweiten Weltkrieges. „Neues Leben blüht aus den Ruinen“, äußerte Onkel Walter salbungsvoll bei der Taufe. Die vorher streng organisierte Nahrungsmittelversorgung war zusammen gebrochen. Mamas Milchversorgung war unzureichend. Zusätzliche Milch für das Baby holte ich jeden Morgen am anderen Ende des Ortes bei einem Milchbauern, der sich zunächst sträubte. Ich ließ unter vier Augen durchblicken, dass ich Feuer legen würde bei ihm, sollte mein neugeborener Bruder durch Milchmangel verhungern. Ein Brandanschlag war damals leicht zu bewerkstelligen, denn die dafür erforderlichen Utensilien lagen überall rum.

Viele Sträucher und all die schönen Vorgärten gibt es nicht mehr. Die blecherne Filzlaus, dieses schlimme Insekt, hat sie rücksichtslos weggefressen. Früher begegneten sich die Leute morgens auf dem Weg zur Straßenbahn oder der S-Bahn-Station. Auch in den Waggons war man unter Menschen. Man grüßte sich freundlich, plauderten vielleicht ein paar Sätze miteinander. Für nasse Tage gab es Regenschirme, für die Schuhe schicke Galoschen. Bei Schnee und Eis waren die Gehwege schon früh morgens freigeschüpft und gestreut. Wenn es unablässig schneite, dann galt es auch mal, durch den Schnee zu stapfen. Es gab schlanke Pappelalleen und in direkter Nachbarschaft eine Schrebergartenkolonie mit oft ganzjährig dort ansässigen Laubenpiepern. Alles weg. Jetzt stehen die blechernen Sklaven vor der Tür.

Was geblieben ist?: In den uralten Forst hinein ist der Volkspark Jungfernheide entstanden mit See und Insel, Strandbad mit Gastronomie, Planschwiese für die Kleinen, Kahnverleih, Seerosen, einer hinter hohen Büschen versteckten, jedoch nie realisierten Freikörperkulturanlage. Es gibt ein Forsthaus mit großem Wildgehege, stille Wege mit Bänken, pilzförmig geformt strohbedachte Regenunterschlüpfе, ordentliche Abfallkörbe und eine Waldbühne. Es gibt Muttis mit Kindern und alte Arbeitsveteranen beiderlei Geschlechtes, die in schlichter Harmonie einander zulächeln. Dieses Idyll war Werk der sozialdemokratisch geprägten Weimarer Republik, Muster einer von Sozis angestrebten friedliebenden Glückseligkeit zwischen kleinen und großen Leuten, zwischen greisen, hilfsbedürftigen, starken und kraftstrotzenden Menschen, zwischen den pflichtbewusst dienenden und den verantwortungsvoll mächtigen Erdenkindern. Doch es blieb nur ein gut gelungenes Beispiel. In meinem Geburtsjahr 1931 war es bereits vollendet. Der Park reicht hin bis zum Landwehrkanal, der Spree und Havel verbindet.

Am anderen Ufer begannen dunkle Kiefernwälder, märkische Heide und märkischer Sand, Dort sangen wir:

„Steige hoch, du roter Adler, hoch über Seen und Sand,
über dunkle, dunkle Kiefernwälder, heil Dir, mein Brandenburger Land!“

Heute ist hier der Flughafen Tegel. Ich stand in der Halle und dachte an die Geschichte Preußens, dessen letzter Generation ich noch angehört hatte.

Der Tegeler Forst .war ein beliebtes Exerziergelände gewesen. Am Rand standen Kasernen. Ich habe als Pimpf des Fähnleins 18 im dortigen Schweißacker noch Geländespiele gemacht, sofern die nahe kasernierte Division Hermann Göring das Gebiet nicht beanspruchte.

Unser Fähnleinführer wurde Bibberich genannt, denn er scheute beim Duschen kaltes Wasser. Mein Jungzugführer hieß Kläuschen Bartel, ein wohlzogener Knabe aus bestem Hause. Jungschafftsführer war Olaf Weide, ein Bub proletarischer Herkunft, der keine Mühe scheute, seine Jungschafft von zehn Knaben vor jedweder Unbill zu bewahren. Doch das Exerzieren musste klappen. Es gab Anführungs- und Ausführungskommandos. Auf „die Augen“ folgte mit absoluter Sicherheit „links“. Hieß es nur „Augen,“ dann war nachfolgend „rechts“ geboten. „Augen gerade“ machte der Truppe unmissverständlich klar, dass beim folgenden „aus“ die Köpfe plus Augen ruckartig starr nach vorn zu richten seien, und dies in strammer Körperhaltung, denn den vorgenannten drei Kommandos ging stets der Befehl „Stillgestanden!“ voraus. Die Choreographie beim wöchentlich zweimaligen Dienstantritt nachmittags vor dem Jugendheim (sie galt exakt genauso bis rauf zu Grenadieren, Gebirgs- und Fallschirmjägern) war: wir kleinen zehnjährigen Pimpfe (bis zehn ist ein männliches Kind

Piepel, ab zehn ist er ein Pimpf) standen pünktlich beieinander, leise plaudernd, bis der Pfiff einer Trillerpfeife erscholl. Der forderte, uns bei sofortigem Abbruch vorhergehender Kommunikationen locker dem Verursacher des schrillen Geräusches zuzuwenden. Erst auf dessen zackiges Kommando „Achtung“ hatten wir uns sofort stramm in Salzsäulen zu verwandeln. Das war leicht, denn wir wussten, wie die Chose weitergeht.

Dies sind nur spärliche Beispiele der traditionsreichen preußischen HDV (Heeresdienstvorschrift). die schon uns zehnjährigen Da dieser einst und noch in meiner Kindheit allseits beherrschende Begriff heute in Vergessenheit geraten ist, möchte ich ihn hier noch mal zu Papier bringen: HDV = Heeresdienstvorschrift.

Wir Pimpfe sangen im Tegeler Forst, wo heute der Berliner Flughafen Tegel ist, voll Begeisterung unsere Lieder. Ich stand mal in der Flughafenhalle und dachte: hier ungefähr kann es gewesen sein. Der ganze Jungstamm Siemensstadt, einschließlich Haselhorst, war abends in großem Karree angetreten, vier Fähnleins, sechzehn Jungzüge, 64 Jungschaften, zusammen mit Spielmanns- und Fanfarenzug an die 800 Jungens zwischen 10 und 14. Alle in der gleichen Uniform: Braunhemd, am Arm das schwarze Dreieck mit dem Wort Berlin und ein rotes Oval mit dem weißen Blitz der Hitlerjugend, das Braunhemd in kurzer schwarzer Hose, Koppel mit Koppelschloss, um den Hals das Dreieckstuch mit dem braunem Lederknoten, das Fahrtenmesser an der Seite, auf dem Kopf das braune Käppi mit Hakenkreuz in schwarz-weiß-rottem HJ-Rhombus.

Über uns Mond und Sterne, die Milchstraße. Um uns dunkler schweigender Wald. In der Mitte wurde feierlich ein großes Feuer entfacht. An Reden kann ich mich nicht erinnern. Dann sangen wir unsere Lieder, wie wir sie an vielen Heimabenden gelernt hatten. Unser Bekenntnis, immer wieder geduldig geprobt:

„Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit,
reißt die Fahnen höher, Kameraden,
wir fühlen nahen unsere Zeit,
die Zeit der jungen Soldaten.
Vor uns marschieren mit sturmzerfetzten Fahnen
die toten Helden der jungen Nation
und über uns die Heldenahnen:
Deutschland, Vaterland, wir kommen schon.“

Ich halte dieses Lied noch heute für poetisch stark und im Chor gesungen, was sich im Text nicht vermitteln lässt, ist es auch musikalisch sehr beeindruckend. Dichter und Komponisten kenne ich nicht, sonst würde ich sie nennen.

Heute ist dort, wo ich Pimpf gelernt habe, längst der Flughafen Tegel entstanden. Ich wartete mal in der Halle und dachte: Hier ungefähr habe ich als Bub in nächtlicher Weihestunde am Lagerfeuer gesungen:

„Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren!
Vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren!
Ist das Ziel auch noch so hoch. Jugend zwingt es doch!
Unsre Fahne flattert uns voran,
in die Zukunft zieh'n wir Mann für Mann,
wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not
mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot:

Unsre Fahne flattert uns voran.
unsre Fahne ist die neue Zeit,
unsre Fahne führt uns in die Ewigkeit:
Unsre Fahne ist mehr als der Tod.“

Mein Vater diente im ersten Weltkrieg bei der bespannten Artillerie. Die hatte sechsspännig Rösser vor den zweirädrigen Protzen, auf denen Rücken an Rücken je drei Mann saßen, fünf Kanoniere und mit den Zügeln in der Hand der Pferdelenker. Auf einem der sechs Zugpferde ritt ein Gefreiter. Hintendran hing die schwere Feldhaubitze. Papa hatte ein Album mit Fotos. Die Herren Offiziere ritten neben den Gespannen. Einmal saß Papa hoch zu Ross stolz auf einem Schimmel. Aber das war beim Fotografen. Er war 1917 Leutnant geworden. Oma und Opa ließen das Reiterbild einrahmen, Es war künstlerisch koloriert, betonte die roten Artillerie-Biesen an Reithose und den silbernen Schulterstücken. Und auf Papas Brust das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er war ein ansehnlicher junger Mann mit Bärtchen auf der Oberlippe. Das hat er 1933 für immer abrasiert.

Papas Äußerung, er wolle nicht mit Adolf verwechselt werden, trug ihm eine Warnung seines Freundes Gerhard Schröter ein. Mit diesem Adolf sei nicht zu spaßen. Papa meinte dazu, es sei schließlich eine demokratisch legitim vom Volk gewählte Koalitionsregierung mit Vizekanzler Franz von Papen entstanden. Der repräsentiere souverän die konservative Führungselite Preußens und dazu die rheinisch-westfälische Großindustrie. Es sei keine Nazi-Diktatur entstanden. Onkel Schröter seufzte. Er war Absolvent einer preußischen Kadettenanstalt, Vielleicht deshalb hielt er später Abstand zu Gestalten in Schaftstiefeln. Ganz besonders, wenn die Hosen darin braun waren. „Höher sehe ich nicht,“ sagte er später mal traurig, „weil ich den Blick feige gesenkt halte“.

Bei der Reichstagswahl 1933 war ich als Zaungast dabei. Damals, erst zweijährig, erinnere ich mich an Details. Die Fahnen vor dem Wahllokal waren schwarz-rot-gold. Diese neue Trikolore der Weimarer Republik wurde vom Volksmund verächtlich „schwarz-rot-kacke“ genannt. Meine Eltern hätten das nie gesagt. Verbalinjurien waren bei uns tabu. Aber ich hatte es aufgeschnappt Es hingen an den Fahnenmasten auch noch ein Paar schwarz-weiß-rote Banner. Die waren besonders lang und groß, wohl Überbleibsel aus der vorhergegangenen Kaiserzeit.

(Aufgefundene Datei)

1944: Berlin

Meine Eltern waren entsetzt, als ich im Herbst 1944 in Berlin erschien. Vom Elsaß, wo sie mich einigermaßen in Sicherheit glaubten, hatte ich mich zehn Tage lang mit der Eisenbahn zu ihnen durchgeschlagen. Es gab Tieffliegerangriffe unterwegs, Streckenabschnitte wurden zerstört. Immer wieder hieß es umsteigen. Warten. Fliegeralarm. Viele Menschen waren unterwegs damals. In guter Kameradschaft Es ging nicht anders. An Bahnhöfen gab es Krankenschwestern zur Versorgung der einigermaßen reisefähigen Schwerverwundeten. Sehr bemühte ehrenamtliche Helferinnen liefen herum. Manchmal gab es Suppe und trockenen Brotschnitten. Sie hatten auch Babymilch in ihrem Notraum. Und auch Kohletabletten gegen Durchfall. Die ich brauchte. Die Eisenbahner waren hilfsbereit so gut es ging. Ich durfte mal ins Bremserhäuschen. Mit mehreren Reisegefährten und einem Gurkeneimer, den einer als Klo mitbrachte. Militärzüge hatten Vorfahrt. Überall Verwundete. Krücken, leere Ärmel, leere Hosenbeine. Verbundene Stümpfe. Zerstörte Gesichter. Kopfverbände. Mundverbände. Sprachlose. Blinde. Gehörlose. Tragbahren. Rollstühle. Ich hatte das Gefühl, von meinen Eltern jetzt sehr dringend gebraucht zu werden. Mama war schwanger.

Die alte Frau Neumann, die in unserem Haus Nummer 283 i im zweiten Stock unterm Dach wohnte, freute sich über das Wiedersehen mit mir und besonders deshalb, weil für sie die Eroberung Berlins durch die Russen ein immer näher rückender unaufschiebbarer Sachverhalt war, mit dem es zwecks Überlebens frühzeitig zu rechnen und Maßnahmen zu treffen galt. Frau Neumann hielt mich in diesen unvorstellbar schweren Zeiten für einen besonders begabten trouble-shooter, der als Vierzehnjähriger manche Dinger drehen kann, die ein Erwachsener nicht riskieren darf. Jedenfalls führten wir unsere Gespräche leise und unter uns beiden in größtmöglicher Offenheit. Wir glaubten nicht an eine Eroberung Berlins durch die westlichen Alliierten. Das war eine verbreitete Hoffnung. Doch die dachten nicht daran. Sie würden ihren Vormarsch bremsen. Der Triumph einer Eroberung Berlins sollte den sowjetischen Heerscharen vorbehalten bleiben. Die hatten dafür das größte Blutopfer erbracht.

Frau Neumann ging nie in den Luftschutzkeller. „Hätte Gott gewollt, dass ich im Keller übernachtete, hätte er eine Ratte aus mir gemacht beziehungsweise mehrere.“ Unser Luftschutzkeller war eingerichtet gemäß den Richtlinien des Reichsluftschutzbundes. Dieser hatte aus unserer Wohngemeinschaft der Häuser 283 g, h und i einen Luftschutzwart sowie dessen Stellvertreter berufen, die wiederum einige Luftschutzhelfer nominierten, welche mit ihnen einen Kursus von mehreren Abenden besuchen mussten, während drei Luftschutzhelferinnen, darunter Mama, beim DRK (Roten Kreuz) in einem Schnellkursus (ein Sonntag lang) zu „Luftschutz-Notschwestern“ ausgebildet wurden, wobei sie die „Luftschutz-Nottasche“ zum Umhängen erhielten als äußeres Zeichen ihrer geschulten Einsatzbereitschaft. Darin waren einige Binden und Pflaster, ein Fläschchen Wundspiritus, sogenannte Lebertransalbe, eine Verbandschere, ein Packen Wundzellstoff und ein Schmerzmittel („nicht gegen Kopfscherzen“ stand auf dem Röhrchen). Vielleicht war sonst noch was drin. Irgendwas in Pillenform zur Beruhigung der Kellerinsassen bei tosenden Bombenangriffen war noch dabei gewesen, aber das war bald verbraucht und Nachschub kam keiner.

Luftschutzwart war Herr Hofmann, ein Versicherungskaufmann, der über uns wohnte. Hofmanns waren kinderlos. Sie hatten sich als freiwillige Pfleger unseres Vorgarten angeboten und machten daraus über die Jahre um die linke Seitenfront sowie die Vorderfront des Hauses ein kleines Kunstwerk der Gartenbaukunst, wofür sie auch mal einen zweiten Preis erhielten. Den grässlichen Pokal wollte Herr Hofmann bei Papa als dem Besitzer des Vorgartens loswerden, doch der wehrte sich: „Wir Ritters schmücken uns nicht mit fremden Federn!“ So landete der Ehrenpreis im Luftschutzkeller, wo Herr Hofmann das Sagen hatte und wo die Trophäe so manchen Mal bei donnernden Luftangriffen und gleichzeitiger Notdurft diskret im Kellerwinkel von Damen und Herren vollgepinkelt wurde, wobei die Flak das Plätschern übertönte. Auf dem Deckel des bauchigen Ehrengefäßes stand „Lasst Blumen sprechen!“

Herr Hofmann wurde von seiner Frau nicht nur innerhalb der eigenen vier Wände sondern auch im Luftschutzkeller, wo er kraft Amtes einen tschechischen Stahlhelm auf dem Haupte trug und wo er als Luftschutzwart das Sagen hatte, überall „Kerlchen“ genannt und gerufen.

Manche sprachen sogar vom Ehepaar Kerlchen. Ohne Zweifel, er war im Hinblick auf seine unbeirrbarere Pflichtauffassung eine gute Besetzung des Amtes, obgleich es ihm nicht gelingen könne, im Interesse der ihm anvertrauten Luftschutzbedürftigen über unserer Siedlung die Luftherrschaft zu erringen. Das müsse dem Herrn Reichsmarschall überlassen bleiben, der sich hierzu ja auch schon geäußert habe (Göring hatte öffentlich gesagt, er wolle Meyer heißen, wenn feindliche Flugzeuge in den deutschen Luftraum eindringen). Auch meinte Herr Hofmann mal, es sei sehr in seinem Sinne, wenn unsere drei Hausgemeinschaften g, h und i vielleicht mal einen anderen Luftschutzwart wählen würden. Doch Papa sagte, die Neuwahlen aller Luftschutzwarte des Reichsluftschutzbundes würden nach dem Endsieg verbunden mit einer feierlichen Würdigung der bisherigen Amtsinhaber mittels Ehrenkreuz in Gold, Silber und Bronze zum gleichen Termin auf Reichsebene erfolgen. „Wahrscheinlich parallel mit den Reichstagswahlen,“ fügte Herr Schulze knapp hinzu, der im zweiten Stock über uns lebte. Es waren manchmal recht kabarettistische Gespräche. Der einzige Nazi, ein sogenannter Politischer Leiter, der im Hause wohnte, war nicht furchterregend. Sein Hobby waren Zierfische, er hatte ein badewannengroßes Bassin im Zimmer, in dem sich eine bunte Zierfischgemeinde zwischen grünen Wasserpflanzen und einigen Steinbrocken tummelte. Sonst war er ein netter Nachbar, trug nur einen goldenen Winkel am Kragen seiner nazibraunen Uniform, drunter ging es nicht. Das braune Gewand trug er einmal im Monat zur Sitzung und sonst auch noch getreulich bei öffentlichen Veranstaltungen. Das Parteiabzeichen ließ er an seiner zivilen Kleidung nicht blicken. Er war nach langer Arbeitslosigkeit, in der er für geringes Geld in der Registratur der NSDAP-Gauleitung Berlin als Registrator aushalf, von seinem Chef Josef Goebbels, in die Registratur des Berliner Deutschlandsenders versetzt worden, wo er zum ersten Mal in seinem Leben ein vernünftiges Einkommen erhielt. Herr Bartl fühlte sich ganz behaglich in der Rolle des kleinen Würstchen, das er wohl auch war. Was ich ihm nur übel nahm war seine Inbesitznahme der Wohnung unserer netten Nachbarn Kohn, wodurch ich auch meine Freundin Irene verlor.

Herr Schulze hatte Frau und Sohn bei Verwandten auf dem Lande untergebracht. Mit ihrer plötzlichen Rückkehr, zumal über Nacht, war nicht zu rechnen. Da ich Frau Schulze und Sohn Bodo kannte vermutete ich, dass Herr Schulze gern den Bombenterror in Kauf nahm um seiner Freiheit willen.

Nicht jede Nacht kamen riesige Verbände mit hunderten Bomber zur Reichshauptstadt. Aber Nacht für Nacht kamen welche, die wahllos die schweren Luftminen und die brandwütigen Phosphorkanister auf die Hauptstadt schmissen. In einer solchen Nacht rauschte und polterte es ganz fürchterlich hinter dem Rücken von Papa, in der Mitte Mama und auf der anderen Seite ich.

Eine Luftmine war an der Außenseite der Mauer direkt hinter uns an der Hauswand eingeschlagen. Wäre das Ding explodiert hätte kein Mensch die Ritters zu begraben brauchen. Auch die übrigen Mitglieder der Kellergemeinschaft wären umgekommen, vielleicht weniger haschiert als wir unmittelbar an der Mauer. Ein riesiges Loch in der Wand und sechs Jahrzehnte später ein kleines Loch innerhalb der deutschen Literatur (diesen Text betreffend). Dazu zwei Dutzend Tote. Das wäre es gewesen.

Es war entweder eine Zeitzünder-Luftmine oder es war ein Blindgänger. (Hierbei ist anzumerken, dass Sir Oswald Mosley, ein britischer Politiker und langjähriger Unterhausabgeordneter, 1932 Gründer und Führer der „British Union of Fascists“ geworden war, sich als Anhänger von Adolf Hitler deklarierte und bis zum Verbot seiner Partei im Jahre 1940 in diesem Sinne wirkte. Er war 1940 bis 1943 in Haft. Seine Anhänger, hieß es, würden die Produktion von Luftminen, die für Deutschland bestimmt waren, sabotieren, weshalb es immer wieder Blindgänger gab). Gleich am nächsten Tag erschienen mit zwei SS-Bewachern Häftlinge des Konzentrationslagers Oranienburg, armselige blau-weiß gestreifte Gestalten, welche die Luftmine freilegen mussten. Dann kam per Leichtmotorrad ein unscheinbarer Zivilist, der zwei Stunden damit beschäftigt war, diese dicke Bombe zu entschärfen. Danach durften wieder zurück in unsere Wohnungen. Es war ein Blindgänger gewesen.

(Aufgefundene Datei)

Ich erinnere mich an die Weihnachtszeit Ende 1944. Da saßen wir in Berlin bei einer Hindenburgkerze zusammen. Meine Vater, sehr gegen seinen Willen frisch ernannter Kommandeur des Volkssturm-Bataillons Berlin-Siemensstadt, meine Mutter, im vierten Monat schwanger mit Bruder Hans, ich dreizehnjährig, von der NSDAP-Ortsgruppe, die in unserer Nachbarschaft residierte, nach Bombenangriffen gelegentlich als Meldeläufer verpflichtet.

Mein Vater las uns aus „Hermann und Dorothea“ vor, einer stimmungsvollen Fluchtgeschichte von Goethe. Das war aktuelle Lektüre, denn wir standen selbst auf dem Sprung, aus der Festung Berlin zu fliehen. Allerdings würde das nicht mit einem Planwagen sein, beladen mit dem mobilen Teil unserer Habe. Hinzu kam der bedrückende Umstand, dass mein Vater uns nicht begleiten konnte wegen diesem Volkssturm-Irrsinn, wie er sagte. Mama hatte von der NS-Frauenschaft einen Berechtigungsschein erhalten, die Festung Berlin mit dem Ziel eines Entbindungsheims in der Mark Brandenburg zu verlassen.

Mir hatte die Dienststelle des SS-Obergruppenführer Heißmeyer über die SS in Spandau Marschbefehl auf eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt im Allgäu aushändigen lassen. Ich war zu meiner Überraschung und ohne zu wissen warum zur SS nach Spandau befohlen worden. Mein Vater ließ es sich nicht nehmen, mich fürsorglich zu begleiten. Bei der SS herrschte ratlose Endzeitstimmung. Jedenfalls mussten wir nicht lange warten. Ich bekam von einem SS-Mann in Hosenträgern, der schwarze Waffenrock hing über einem Stuhl, mit

müdem Blick kommentarlos mein Formular. Ich selbst war tadellos uniformiert. Mein Vater trug zivil, am Revers das Parteiabzeichen. Dem SS-Mann wurde bewusst, dass seine Montur nicht korrekt war. Er entschuldigte sich mit einer Gebärde zu seiner Jacke hin und der knappen Bemerkung: „Wird gleich ausgebüsst.“ Wir sagten „Heil Hitler!“ und gingen, wobei mich an der Tür nochmal umdreht, den Arm hochriss und in den Raum streckte. Dabei schlug ich die Hacken zusammen und machte eine Kehrtwendung, zackig wie ich es gelernt hatte. Mein letzter Blick sah den SS-Mann in Hosenträgern, wie er mir, seinerseits die Hand lässig zum „Deutschen Gruß“ erhob, stumm nachschaute. Das war das letzte „Männchen“, welches ich in meinem Leben gebaut habe.

Auf der Rückfahrt, in der Straßenbahn, meinte mein Vater, nächste Woche soll ich mit Mama aus Berlin raus, aber nicht in die Mark und nicht ins Allgäu, sondern nach Laasphe. Er habe dort alles mit Onkel Wilhelm besprochen, Tante Hilde sei Hebamme, Tante Lina sei auch im Bilde.

Am Abend kam Seemann Müller zu uns, vom ersten Weltkrieg her Oberbootsmannsmaat der Reserve. Er war auch in den Volkssturm verpflichtet worden, als ein Kompaniefeldwebel. Er war ein eisgrauer wortkarger Mann mit blitzblauen Augen, der kaum wahrnehmbar priemte. Seemann Müller war Witwer. Er lebte in Gesellschaft eines Papageis. Nachdem er mit meinem Vater flüsternd ein paar Sachverhalte erörtert hatte, zog er sich zu dem Ara zurück, den er beim zu erwartenden Fliegeralarm nicht allein lassen wollte. Der „Drahtfunk“ hatte schon die heranfliegenden Verbände gemeldet, die sich noch im Luftraum Hannover-Braunschweig befanden.

Ich bin nie ein guter Skatspieler geworden. Mein Vater hatte Mama und mir dieses Kartenspiel beigebracht. Armer Papa. Er musste in zwei Weltkriegen Soldat sein, hatte es im ersten Weltkrieg zum Leutnant gebracht, im zweiten Weltkrieg zum Hauptmann, wurde degradiert zum Oberleutnant wegen Nichtmeldung der strafbaren Handlung von Untergebenen. Er hatte endlose Stunde in Schützengräben und Stellungen mit Kameraden Skat gespielt in Erwartung feindlicher Angriffe – und in diesem elenden Bombenkrieg jetzt sogar mit der Ehefrau, dem Sohn und in Gegenwart des noch ungeborenen zweiten Sohnes. Es gab keine Etappe mehr, Front war überall, besonders in den Städten und es war zuhause manchmal schlimmer als draußen in vorderster Linie.

Die Sirenen heulten. Wir marschierten in den Keller. Luftschutzwart war Herr Hofmann, den seine Frau zärtlich Kerlchen nannte. Er trug in Ausübung dieses Amtes einen tschechischen Beute-Stahlhelm. Man konnte ihn da drunter die Angst vom Gesicht ablesen. Doch Zivilcourage hatten Hofmanns. Sie grüßten nie mit Hitlergruß. Wen ich als Pimpf mit zackigem „Heil Hitler“ salutierte, dann grüßten sie zurück: „Guten Tag, mein Junge!“ Frau Hofmann hielt sich bei Luftangriffen mit beiden Händen die Ohren zu, wenn es draußen rummelte, egal ob Flak oder Bomben. Bei Luftminen, wie sie in den letzten Kriegsjahren Brauch wurden, half das nicht. Was mich betrifft, so war ich eher gelassen. Papa hatte uns beigebracht: „Bomben, die wir hören, zerreißen uns nicht!“ Herr Schulz trat erst im Keller in Erscheinung. Vorher war er nie aufgefallen. Jetzt verbreitete er Ruhe, von der er offenbar Überschüsse hatte, seit seine Frau, eine exzentrische Dame, außerhalb von Berlin Quartier bezogen hatte. Herr Gottschalk war rechts armamputiert. Sein Spruch dazu: „Der Teufel wusste nicht, dass ich Linkshänder bin.“ Seine biedere Frau lebte in der großen Sorge, dass ihr Mann sich um den Kopf redet, denn er verfolgte unter Lebensgefahr das Radioprogramm der Feindsender. Er sei ein Sozi, hieß es. Er hasste – wie ich flüstern hörte- Hitler, Stalin,

Mussolini, Kaiser Wilhelm II., den Papst und Reichsbischof Müller – etwa in der Reihenfolge. Mich mochte er im Rahmen seiner Möglichkeiten, denn er war ein Grimmbart. Der einzige Goldfasan im Hause (politischer Leiter in der N.S.D.A.P.) war unser Nachbar Herr Bartel. Alter Kämpfer, wie die Nazis ihre treuen Gefolgsleute aus der „Kampfzeit“ nannten. Doch sicher war er kein brauner Sturmsoldat gewesen. Manchmal trug er nazibraune Prunkuniform. Mit je einem goldenen Winkel auf den Kragenspiegeln – das war der niedrigste Dienstgrad. Seine braunen Kameraden hatten ihm beim Berliner Rundfunk einen Job besorgt. In der Registratur die Buchstaben G und H. So bekam er auch die Wohnung von Kohns. Er züchtete Zierfische. Seine Frau war scheu und kränklich. Sie fürchtete, dass das Dritte Reich nicht tausendjährig sein würde, wie von Goebbels versprochen, denn sie war intelligent. Sie hatte das meiner Mutter geflüstert, die sich manchmal um sie kümmerte. Die Ehe war kinderlos. Den Herr Bartel musste keiner fürchten. Er folgte in der Hausgemeinschaft auf die Kohns, die bis zur Kristallnacht neben uns gewohnt hatten.

Kohn waren danach aus ihrer deutschen Heimat ausgewandert. Der alte Kohn hatte es in Weltkrieg Eins zum Hauptmann gebracht, Träger der beiden Eisernen Kreuze – wie mein Vater – und außerdem des Hohenzollernschen Hausordens. (...)

Kohns verließen ihr deutsches Vaterland. Ich war sehr traurig deshalb. Der Opa Kohn, eine Gestalt wie Moses, nahm mich gern an die Hand und ging mit mir spazieren. Uniformierte, ganz gleich von welcher Truppe, wurden – sofern sie blanke Knöpfe hatten – von mir mit begeistertem „Heil Hitler“ begrüßt. Kohn ertrug es gelassen. Wahrscheinlich war er der gleichen Meinung. Doch keiner fand sich, der Hitler heilen konnte. So nahm das Elend weiter seinen Lauf.

Als die Sirenen Entwarnung heulten, gingen wir ins Bett. Die alte Frau Neumann, die ebenfalls zur Hausgemeinschaft gehörte, war gar nicht im Keller gewesen. „Wenn der liebe Gott gewollt hätte, dass ich im Keller übernachtete, dann hätte er eine Ratte aus mir gemacht“, sagte sie heiter. Sie hat den Krieg in ihrer Dachgeschosswohnung unbeschadet überlebt. Abgesehen von zerborstenen Fensterscheiben und von einer Stabbrandbombe, die sich nach meiner Erinnerung allein bewältigt hat. Hätte sie sich im Luftschutzkeller aufgehalten, dann wäre vielleicht das ganze Haus abgebrannt.

In ihrer Jugend war sie bei Familie Werner von Siemens Dienstmädchen gewesen. Auch kochen hatte die dort prima gelernt. Sie sprach voll Hochachtung vom Hause Siemens. Später, im ersten Weltkrieg, wurde sie Haushälterin bei einem alten Pensionär, den sie Herr Lizenziat nannte. Die Versorgungslage der Bevölkerung im Weltkrieg I sei schlechter gewesen als im Weltkrieg II. Frau Neumann verstand was von der „kargen Küche“, wie sie es nannte. Meine Mutter holte gern ihren Rat ein. Eine dieser kargen Speisen nannte meine Mutter „Prutsch Prampes“. Die Substanzen waren nie gleich, der Geschmack variierte. Doch eingedenk der Unterweisungen von Frau Neumann schmeckte dieses undefinierbare Gemisch manchmal über Erwarten gut. Motto: „bei karger Küche wird Würzen wichtig!“

Was mich betrifft, so war ich im Herbst 1944 zu der Einsicht gelangt, dass Berlin in absehbarer Zeit von den Russen besetzt wird. Als Diskussionsgegenstand war dieses Thema damals denkbar ungeeignet. Mein Vater, das wusste ich, dachte ähnlich. Doch er schwieg dazu.

Da unsere Wohnsiedlung einer Fernheizung angeschlossen war, brachte Frau Neumann mich zu der Einsicht, dass im Falle der Not die Aufstellung einer Feuerstelle mit Herdplatte ratsam sei, dazu ein Ofenrohr. Dafür sei ihre Dachwohnung am ehesten geeignet. Wir stimmten

beide überein, ohne das Thema zu vertiefen. Jungens in meinem damaligen Alter waren für so was jedem Erwachsenen gegenüber weit überlegen. Man damals nicht im Laden ein Ofenrohr kaufen oder gar ein Öfchen mit Kochfläche. Die Organisation Todt hatte wenige Kilometer entfernt eine Baracke. Denen kam zuerst das Ofenrohr mit Knie abhandeln. Und dann, des Gewichtes wegen in drei Etappen, das Kanonenöfchen. Auch zwei Fässer habe ich anderenorts organisiert. Salz war damals keine Mangelware. Und Fische, besonders Plötzen, brachte ich rucksackweise heim.

Wir wohnten in Siemensstadt direkt neben dem großen Volkspark Jungfernheide, in dessen Zentrum sich ein künstlicher See mit einer Insel befindet. Die Insel ist über zwei hölzerne Brücken zu erreichen. Am Ufer des Sees war die Badeanstalt mit Sandstrand (märkischer Sand war reichlich vorhanden) und an anderer Stelle befand sich am Ufer die Planschwiese, welche durch einen Zaun von der sich dann vertiefenden Wasserzone getrennt war. Dort habe ich viele Tage meiner frühen Kindheit mit der Zubereitung von „Eierpampe“ verbracht. So nannten wir Kinder das Wasser-Sand-Gemisch, aus dem wir mit und ohne Förmchen allerlei dreidimensionales gestalteten.

Viele Jahrzehnte später, als ich weit weg von Siemensstadt in kommunalpolitischer Verantwortung für das Anlegen einer Planschwiese warb (eine Ex-Kiesgrube bot sich dafür an), stieß ich auf Unverständnis. Wer es als Kind nicht erlebt hat, der ahnt nicht den hohen pädagogischen Wert des Umgangs mit Eierpampe im frühen Kindesalter.

Auf der kleinen Insel war auch ein Kahnverleih. Für fünfzig Pfennig konnte man eine halbe Stunde um das Eiland rudern. Besonders wenn die Seerosen in Blüte standen, habe ich das gern gemacht und trug manchen Fuffziger dorthin, sofern ich nicht jene Schiffsschaukel aufsuchte, mit der Herr Fritz Fritze auf dem Wege nach Jungfernheide sein karges Dasein fritzete (fristete). Sein kleiner Wohnwaren war spartanisch eingerichtet. Fritz Fritze, er war nicht mehr der Jüngste, warb für einen gewissen Diogenes, der in einem Fass kampierte. Und er spielte anderthalbhändig Flöte. Er hatte in seiner Militärzeit einen Ringfinger und dessen Nachbarn Klinkes (den kleinen Finger) verloren. Die Vokabel Klinkes hatte er aus seiner Lazarettzeit in Aachen mit nach Berlin gebracht. Aber zurück zur Insel. Die Stadt Berlin hatte in dem See auch mal eine Fischzucht betrieben unter besonderer Berücksichtigung der grätenreichen Plötze. Mein Vater meinte, der See bestünde zu 95 Prozent aus Wasser. Dann warte er auf die Frage, was denn die anderen fünf Prozent seien. Antwort: Plötzen. Durch den Krieg war die Fischzucht zum Erliegen gekommen. Offenbar hatten die Plötzen keine Feinde in und an dem Gewässer (Angeln war verboten), dazu vermutlich reichlich Futter. Als ich im Winter 1944 mit der Ernte begann, kamen mir die sogenannten Christbäume zur Hilfe. Das waren Leuchtkörper an Fallschirmen, die für die Bombenflieger Ziele markieren sollten. Zum Beispiel die Siemenswerke. Unsererseits wurde dann für Irritation gesorgt durch den Abwurf solcher Christbäume über märkischer Heide, im Falle von Siemens auch regelmäßig über dem Volkspark Jungfernheide. Der hat dadurch manches Flächenbombardement ertragen müssen.

Fensterscheiben gab es in unserer Wohnsiedlung nicht mehr. Dafür war der Luftdruck dieses Bombardements zu groß. Und das unbeschreibliche Getöse der Einschläge. Aber Luftminen haben wir nur wenig abbekommen. Mein Vater, ein Artillerist, erklärte uns, dass das, was man hört, nicht mehr gefährlich sei. Ich dachte an die Trommelfelle von Frau Neumann, doch die schwor auf Ohropax. Wenn dann so ein Bombardement über den Volkspark Jungfernheide niedergegangen war, lief ich zuerst zur Ortsgruppe. Wenn die

Telefonkommunikation noch klappt, dann wurde ich nicht als Meldegänger gebraucht. Ich eilte mit dem Rucksack in den Park, wo ich im Gebüsch eine Harke versteckt hatte. Mit der harkte ich Plötzen aus dem Gewässer. Die Fische waren nicht tot, aber betäubt. Nicht lange, und der Sack war halb voll. Mehr nahm ich nicht für den Fall, dass ich mal flitzen musste.

Daheim warteten Mama und Frau Neumann schon. Die Plötzen wurden eingelegt. Das ging so fort, bis beide Fässer voll waren. Es gab auch Karpfen in dem See. Leider nur vereinzelte Exemplare. Einige gingen mir in den Rucksack. Die wurden nicht eingelegt, sondern serviert. Das war ein Festessen.

(Abgetippter Ausdruck)

1945

Als 1934 Reichspräsident Paul von Hindenburg ins Jenseits abtrat, waren viele bestürzt. Dabei hätte sich 1933 jeder Wähler sagen könne, dass der Greis nicht ewig lebt. „Ohne den Alten ist Deutschland endgültig in den Allerwertesten gekniffen,“ hörte ich Onkel Paul schnarren, der 1945, elf Jahre später, die letzten Zuckungen des Dritten Reiches als zwangseinberufener Kommandeur eines Volkssturmbatallions mitmachte. Er starb in der Schlacht um Berlin an der Seite seines sechzehnjährigen Sohnes Uli in den letzten Kriegstagen Anfang Mai 1945 den Heldentod. Gräber beider gibt es nicht. Vater und Sohn wurden irgendwo verscharrt – wie so viele dieser ergrauten Krieger und ihrer blutjungen Söhne und Kameraden.

(Abgetippter Ausdruck)

Ab 1945

Eigener Herd

Bald nach unserer Ankunft am Fluchtort war das kleine Städtchen von amerikanischen Streitkräften kampflos besetzt worden. Dennoch kam noch eine Mitarbeiterin der NSV (National-Sozialistische Volksfürsorge) zu uns. „Wir haben noch einen NSV-Herd für Sie,“ erklärte die resolute Dame. Der kleine Herd – die Herdplatte maß fünfzig mal fünfzig Zentimeter, mittendrin ein Loch mit Ofenringen – kam gleich am nächsten Tag. Zwei Parteigenossen der NSDAP schleppten ihn herein. Viele ehemalige Nazis, wie diese beiden, nannten sich jetzt Mitläufer. „Wer von unseresgleichen hat je Hitlers Buch *Mein Kampf* studiert?“ fragten sie. Die zwei Handwerker waren von der amerikanischen Militärregierung für Sozialarbeiten strafdienstverpflichtet und der noch funktionierenden Hilfsorganisation NSV zugeteilt worden. Sie wussten, wo das Ofenrohr hingehört und schlugen ein rundes Loch in die Wand. Rohr und Rohrknie hatten sie dabei. Alles machten sie fix und fertig. Als der kleine Herd funktionsfähig an seinem Platz stand, klopfen sie auf die Herdplatte und sagten uns als Richtspruch: „Das Leben geht weiter!“ Am nächsten Tag kam der Bezirks-Schornsteinfegermeister im schwarzen Zunftgewand mit Zylinder. „Alles in Ordnung,“ sagte er nach Prüfung der Installation. Kosten? Null. Die Reichsmark war nichts mehr wert. Sonst hatten wir nur Dankesworte zu bieten. Doch die meisten Menschen halfen. Hilfsbereitschaft habe ich in Erinnerung als die schöne Seite in den Jahren des Bombenkrieges auf die Zivilbevölkerung und danach in der hungrigen Nachkriegszeit. Zum Abschied forderte der Kaminkehrer mich auf, seine rußige Jacke zu berühren. „Das bringt Glück! Man muss nur feste dran glauben,“ sagte er.

Offenbar hatte der Zusammenbruch des Dritten Reiches die Nazi-Organisation NSV noch nicht in den Orkus gerissen. Deren karitativen Wahlspruch „Keiner soll hungern und frieren“ hatte der Volksmund zwar ab 1942 korrigiert in „keiner soll hungern, der nicht auch friert“. Doch um der Gerechtigkeit willen sei gesagt, dass die NSV mit ihren freiwilligen Helfern viel Gutes leistete. Uns besorgte die Betreuerin noch zwei Kochtöpfe, eine Pfanne und etwas Babywäsche für meinen Bruder Hans, der vier Tage nach dem Waffenstillstand am 12. Mai 1945 das Licht der Welt erblickte. „Neues Leben wächst aus den Ruinen,“ sagte Onkel Walter bei der Taufe.

Bei ihrem dritten Besuch brachte die NSV-Mitarbeiterin Lebertran, den amerikanische Quäker für deutsche Kinder gespendet hatten, Die Frau berichtete, die einstige Ortsgruppe der AWO (Arbeiterwohlfahrt) sei jetzt endlich wiedererstanden. „Mit der NSV ist für immer Schluss,“ sagte sie heiter. Doch wie auch immer die Organisationen der Wohlfahrt heißen: es gibt überall Menschen, welche die Not von Mitmenschen zupackend zur eigenen Sache machen. Ohne diese Frauen und Männer wäre die Welt noch ärmer, als sie es leider allenthalben ist. Der Lebenslauf, auf den ich zurückblicke, gibt mir Veranlassung, mich dieser hilfsbereiten Zeitgenossen, der Schwestern, Sanitäter, Feuerwehrmänner, Notärzte, verantwortungsbewussten Polizisten, kameradschaftlichen Soldaten, all der Nothelfer, darunter auch mancher Seelsorger, dankbar zu erinnern. Deshalb freut es mich, dass mein ältester Sohn Hermann den Beruf des Diplom-Sozialarbeiters ergriffen hat. Ein schwerer Job. Reichtümer an Geld und Gut sind damit nicht zu verdienen. Die Plutokraten dieser Erde

begreifen nicht, dass sie keinen Pfennig mitnehmen können ins Jenseits. Es wäre auch sinnlos, denn dort gibt es für Geld nichts zu kaufen. Weil das, was wir Jenseits nennen, unendlich mal länger währt als das Erdenleben. ist gottgefälliges Dasein im Sinne der Nächstenliebe wahrscheinlich auch ökonomisch betrachtet profitabler denn selbstsüchtiges Raffen irdischen Reichtums? „Was man hat, hat man!“ sagen Dümmlinge. Dabei ist alles nur geliehen. Bis hin zum Grabstein.

Ich habe einen Freund, der sich Atheist nennt und jeden Gedanken an Gott, ein ewiges Leben und das Paradies weit von sich weist. Aber er ist ein beispielhaft hilfsbereiter Zeitgenosse. Er heißt Martin. Auf seinen heiligen Namensvetter werde ich an anderer Stelle kritischer zu sprechen kommen. Mein Freund wird sich vielleicht wundern, wenn es ihm so geht wie jenem, der sich nach seinem Ableben vor einer altertümlichen Tür wiederfindet, die zunächst nicht aufgehen will. Mit aller Kraft hat er es dann doch geschafft und die Pforte öffnet sich knarrend. Drin schwebt im Lichterglanz ein wunderschöner Engel, der freundlich sagt: „Hallo, lieber Martin, sei herzlichst willkommen im Paradies!“ Dann, auf die Himmelpforte weisend, lächelt der Engel milde und meint: „Manchmal klemmt’se bisschen.“

Im Alten Testament (Buch Moses), steht geschrieben: „Du sollst lieben Gott Deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und Deinen Nächsten wie Dich selbst“ Dieser eindrucksvollste Satz ist tausende Jahre alt. Doch sehr viel bewirkt hat er trotz Moses, Jesus und Mohammed nicht bei Juden, Christen und Moslems. Ich bin nur konfessionsloser Monotheist. Um nicht missverstanden zu werden: Ich rede nicht der Besitzlosigkeit das Wort! Den Satz „Eigener Herd ist Goldes wert“ kann ich durchaus unterstreichen. Ganz besonders, wenn die Regeln der Gastfreundschaft in seiner wärmenden Nähe gelten, und sei das Süppchen darauf sehr dünn und der Kaffee nur Muckefuck. Die Gastfreundschaft ist heilig und gilt allen Menschen, die kommen. „Im Rahmen des Möglichen“ soll man dabei nicht sagen, denn das versteht sich von selbst. Wer bei Beduinen im Zelt zu Gast war, bei armen Bauern auf dem Balkan, bei Menschen im Orient, der versteht, was ich meine.

(Aufgefundene Datei)

Brennholz

Papa hatte im Herbst einen Antrag an den Herrn Bürgermeister gerichtet mit der Bitte um Brennholz für den Herd. Daraufhin bekamen wir eine Einladung ins Rathaus. Drei Buchenbäume seien unserem Haushalt für 1945/46 als Hausbrand zugeteilt, sagte uns auf dem Gemeindeamt der Amtsinspektor. Kostenlos und gebührenfrei. Wir bekamen von ihm ein hektographiertes Formular. Darin war die Stelle an einem Waldrand der Gemarkung vermerkt, wo uns übermorgen morgens um sieben der dort zuständige Revierförster namens Meister erwarte zwecks Anreißens der Stämme. Dieselben seien mit eigenem Werkzeug umgehend zu fällen. Es folgte die Anweisung auf danach schnellstmöglich zu veranlassenden Abtransport der vorher in meterlange Teile zu zersägenden und in Kubikmeterstapeln aufzuschichtenden Stämme sowie des Geästes, welches im Rahmen unserer Zuteilung beim Holzschlag anfällt. Letzteres müsse transportgerecht eng verschnürt direkt neben unseren

Festmetern abgelagert werden. Die Holzstapel nebst Geäst seien als erkennbare Einheit nebeneinander am Rande des Fuhrweges aufzustellen und je Stapel auf den Schnittflächen deutlich mit unserem Namen zu kennzeichnen. Papa erheiterten die Formulierungen, mich stimmte der Text sorgenvoll.

Der Krieg war in Blut, Trümmern und Tränen zu Ende gegangen, doch die Bürokratie hatte ihn ungebrochen überlebt. Aber es war hilfsbereit von der Laaspher Gemeinde, uns das Holz zu schenken, welches wir nun selbst im Walde schlagen sollten. Mit eigenem Werkzeug, das wir nicht hatten. Drei über zwanzig Meter hohe Buchen erwarteten uns. Es kamen nur mein Vater, 54 Jahre alt, und ich, 14-jährig, aus unserem Vierpersonenhaushalt für die Durchführung dieser Aufgabe infrage. Wir hatten sowas noch nie gemacht. Hilfskräfte? Darauf konnten wir beide nur hoffen. Damals meinte ich, in dieser schweren Zeit sei auch eine geschenkte Sau hochwillkommen. Aber selber schlachten? Papa stellte hierzu fest: „Eine Sau ist nicht aus Holz!“

Der Förster stand schon am Treffpunkt, als wir – Vater und Sohn – mit Hilfe einer Wanderkarte pünktlich anmarschierten. Er musterte uns von Kopf bis Fuß. Mein Vater war abgemagert. Ich blickte auch hungrig aus der Wäsche, Unser Outfit entsprach nicht der bevorstehenden Aufgabe, Papa wurde von seinem einzigen geretteten Anzug umschlottert – einst maßgefertigt mit Weste, das Tuch leicht noppig in sogenanntem Pfeffer und Salz. Als Kopfbedeckung trug Papa die gotisch gestylte feldbraune Mütze des RAD (Reichsarbeitsdienst), die er irgendwo ergattert hatte. Ich trug die blaue Winteruniform der Hitlerjugend. Alle Embleme waren entfernt. Meine Füße steckten rechts in einem lebensmüden schwarzen Schnürstiefel, links in einem strapazierten braunen Halbschuh. Das ergab sich, weil das Oberleder des anderen Stiefels über dem kleinen Zeh aufgebrochen war und eines Riesters bedurfte. während der andere Halbschuh vorn nach Luft schnappte. Beide blieben zuhause. Mama hatte für unseren plötzlichen Arbeitseinsatz rasch eins unserer zwei Frottierhandtücher der Länge nach halbiert und gesäumt. Das sei bei schweißtreibender Betätigung recht angenehm am Hals, wobei sie auf die Frotteeshawls beim Tennisspiel verwies, die ein Herr von Cramm (eleganter Tennisstar der Dreißiger Jahre) seiner Zeit kreiert habe

Der gütige greise Onkel Wilhelm Baumann lieh uns eine gut geschärfte Baumsäge, ein schweres Beil, um damit die Bäume zu fällen, eine Axt für das Geäst, dazu zwei dicke Eisenkeile, die ich im Tornister mit mir schleppte. Und Stricke zum vertäuen des Geästes. Wir waren Dank der Hilfe unseres Gastgebers, der uns Flüchtlinge selbstlos aufgenommen hatte, perfekt gerüstet. Meine dreieckige Zeltbahn war dabei, die sich auch zu einem Regenumhang knüpfen ließ. Das für Pimpfe obligatorische Verbandpäckchen steckte noch aus alter Zeit in der Seitentasche. Die Feldflasche hatte Mama mit Muckefuck (Kaffeeersatz) gefüllt, in ein Taschentuch waren zwei dicke Scheiben Maisbrot gewickelt (goldgelb, trocken, öder Geschmack). Die USA versorgten ihre Besatzungszone mit vielen Schiffsladungen Mais. Umsonst, denn bezahlen konnten wir nicht. Auch Dosenfleisch kam als begehrte Hungerhilfe über den Atlantik. Auf grünem Etikett stand in großen Lettern: „For dogs only!“ (Nur für Hunde). Es blieb uns überlassen, unser Deputat an dogs zu verfüttern oder es selbst zu fressen. Jedenfalls hatten wir keinen Hund. In meinem 2-Liter-Kochgeschirr war „Prutsch-Prampes“. So nannte Mama jene undefinierbaren Gemische, welche sie damals oft auftischen musste. Als sie Ende 1944 – noch in Berlin – zum ersten Mal eine Terrine dieses

prutschigen Prampes servierte und mich um das Tischgebet bat, faltete ich gehorsam die Hände: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und iss, was Du uns bescheret hast!“ Mama hatte Tränen in den Augen. Papa lachte. Er tröstete sie: „Der Hunger treibt’s rein!“ Vom Tischgebet war bei uns danach nie mehr die Rede. Mama betete still und allein für uns alle drei, bald vier. Sie war schwanger. Ihr Gebet half! Wir verloren die Hoffnung nicht und nicht die Liebe und nicht den Glauben.

Der Förster stellte sich vor: „Revierförster Meister“. Er legte salutierend die Hand an die Krempe des Försterhutes. Papa entgegnete formvollendet: „Oberingenieur Ritter mit Sohn Karl Hermann.“ Dabei legte er nur vier Finger – der kleine Finger wurde nicht ausgestreckt – an den Schirm der RAD-Mütze, eine Geste, mit der er als Reserveoffizier nach preußischem Ritus lässig die Rangfolge klärte. Ich nahm stramme Haltung an. „Haben Sie schon mal im Holz gearbeitet, Herr Oberingenieur?“ wollte der Förster wissen. Papa antwortete knapp: „Erster Weltkrieg. Ausbau von Schützengräben. Bäume wurden allerdings von Pionieren gefällt.“ Der Revierförster nickte. Es folgte ein Dialog über Stellungskrieg und Stahlgewitter in Flandern. Beide hatten das in vorderster Linie miterlebt, zwei alte Kameraden von Weltkrieg Nummer Eins (1914 – 1918). Das verbindet. Der Förster schloss freundlich: „Machen Sie jetzt erstmals Garnichts. Ich schicke Ihnen für den Baumschlag einen Pionier!“ Die beiden Herren lachten. „In einer knappen Stunde.“ Der Förster riss mit der Reißklinge einen langen Schmiss in die Rinde von drei dicken Stämmen. Ich bekam einen Klaps auf die Schulter. Dann stapfte er eilig davon. „Die erste Etappe ist genommen,“ bemerkte Papa heiter.

Wir saßen auf der Zeltbahn und erwarteten den Holzarbeiter. Ich hatte für Papa – der starker Zigarren- und Pfeifenraucher war und unter dem Tabakmangel litt – zum Nachtschisch einer kargen Brotzeit seine Pfeife mitgebracht. Er besaß nur noch die eine. Dazu ein Blechdöschen Tabak. Virginia-Feinschnitt. Nun reichte ich ihm diese Überraschung schon am frühen Morgen. Er war sehr angetan von dem Mitbringsel. Ich verriet ihm nicht, dass ich dafür hundertfünfzig Amikippen zerbröselte hatte.

In dem großen Volksschulgebäude, das Soldaten der amerikanischen Besatzungsmacht als Quartier diente, war ich einer der Boys, denen die Bodenpflege auf den Gängen, Leeren und Reinigen der Aschenbecher im Speisesaal (ein Kippen-Eldorado) und Putzen der Toiletten oblag. Es sollten das eigentlich alte Nazis als demütigenden Strafdienst verrichten, Doch der deutsche Vertrauensmann unserer örtlichen Besatzungsmacht, ein früherer KZ-Häftling mit guter Englischkenntnis, zog es vor, die ehemaligen Oberpimpfe, vom Fähnleinführer abwärts, damit zu betrauen. Die Entscheidung war weise. Von diesem Chefdolmetscher der Laaspher US-Besatzung namens Winny Kaiser munkelten einige böse Zungen, er sei weniger als Antifaschist denn eher als Zuhälter und Reeperbahn-Berufskrimineller ins KZ gekommen. Ich glaube das nicht. Jedenfalls war es offenbar sein Ehrgeiz, den Schatz vielfältiger Lebenserfahrungen selbstlos dem Wohl der besiegten deutschen Mitbürger zu widmen. Gewiss hat er uns Oberpimpfen eine miese Arbeit zugeteilt und unsere Profite dabei waren nicht fein. Dreißig Millimeter lang soll eine gute Kippe sein, galt die Regel. Das entsprach amerikanischen Usancen. Filterzigaretten gab es damals noch nicht. Ein Professor Parisius, Spezialist für die Steinstaublung der Bergleute, lehrte später, dass Filter zu verwerfen seien. Lange Kippen wären besser. Filter würden nur die großen Bestandteile im Zigarettenrauch bremsen, an die sich sonst jedoch durch Gravitation auf dem Weg durch die Luftröhre besonders aggressive kleine Teilchen anlagern und relativ unschädlich wieder rausgerotzt würden, während sie sonst ungehemmt die Bronchien kitzeln. Die Brauchbarkeit langer

Kippen im Recycling als Pfeifentabak hat der Herr Professor nicht thematisiert. Aber Pfeifenraucher kennen nur selten bronchienschädigende Lungenzüge.

Papa stellte keine Frage nach der Herkunft (wer viel fragt kriegt viel Antwort, lautete die Devise). War es eine Sauerei? Ich tröstete mich an der reinigenden Glut, welche Tabak zum Qualmen bringt. Papa paffte die ihm ungewohnte nikotingschwängerte Virginia-Provenienz mit Genuss.

Wir saßen an einem Weg, in dessen ziegelroten Schieferboden Holzfuhrwerke im Laufe der Jahrhunderte zwei tiefe Furchen gekerbt hatten. Eine gewaltig schöne Skulptur zwischen den Bäumen, wobei die geologischen Schichten des Schiefers die Furchen inwendig strukturierten. Sehenswert. Holzfuhleute und Pferde denken wahrscheinlich anders darüber. Vor uns lag friedlich ein schmales Tal, durch das in langer Waldwiese zwischen Sträuchern ein Bächlein abwärts plätscherte, zuerst in die Laasphe (keltisch Lachsbach), dann in die Lahn, dann in den Rhein und endlich in das Meer. Den umgekehrten Weg kamen einst aus dem fernen Atlantik Lachse herauf zum Laichen. Tausende Kilometer weit. Das ist seit einem Jahrhundert vorbei. Vorbei für immer.

Deutschland hatte nun auch den zweiten Weltkrieg verloren. Und wieder waren viele Millionen Menschen unschuldig und manche schuldig ums Leben gekommen, um Glück und Gesundheit. Dieses Mal viele auch um die Heimat jenseits von Oder und Neiße. Überall war das Elend. Auch wir hatten materiell alles eingebüßt, doch uns waren Körper und Seele heil geblieben. Das Diesseits umgab uns herbstlich rot und golden. Der klare Morgen verhiess einen freundlichen Tag. Das Buchenlaub duftete, Papas Pfeife auch. Blätter trudelten herab, Bucheckern fielen herunter, klitzekleine Nüsschen, dreikantig. Ich knibbelte welche auf. Der Kern schmeckt nach Mandeln. „Bucheckern sind nahrhaft, ölhaltig. Sie dienen auch der Schweinemast.“ sagte mein allseits gebildeter Vater. Ich knibbelte eifrig weiter, jetzt für uns beide. Papa naschte Eckernkernchen, schmauchte Zigarettenstummel, lächelte heiter und zufrieden. Ich wollte gern wissen, wie ein Schwein diese Nüsschen öffnet? Oder fressen sie die hartkantige Schale mit? Aber solche simple Frage passte nicht so recht in die Melodie dieses Morgens. Zwei Holzfäller waren im Einklang mit dem Seienden. Das währte ein Stündchen. Dann trat mir drohend der ganze Umfang unserer in Kürze beginnenden Waldmalocher vor Augen. Ich sah die kommenden Stunden eher sorgenvoll, während Papa unbeeindruckt von der Holzaktion heiter in den Tag blickte. „Per aspera ad astra“ lautete sein Leben lang das tapfere Motto: „Über die Steine zu den Sternen.“

Drei Buchen müssen fallen. Zwanzig Meter hohe Bäume. Der Pionier, ein wortkarger Holzfäller, machte sich ans Werk. Wir durften zunächst dabei zuschauen, Bei ihm saß jeder Handgriff. Es wäre uns wahrscheinlich nicht gelungen, die drei Buchen so abgezirkelt zwischen die benachbarten Bäume zu legen. Diese Arbeit erschien mir nicht ungefährlich. Der Waldarbeiter schlug eine tiefe Kerbe unten in den Stamm, danach half Papa ihm dabei, gegenüber der Kerbe den Stamm mit der langen Baumsäge durchzuschneiden, wobei die dicken Eisenkeile zum Einsatz kamen, damit das Gewicht des Baumes nicht auf das breite Sägeblatt drückt und es festklemmt. Dann ächzte der Buchenbaum eine Sekunde und sank rauschend zu Boden. Ich machte mich daran, den langen Stamm mit der Axt von seinen Ästen zu befreien. Der Arbeiter zeigte mir, wie das geht. Es sah leicht aus. Aber es will gekonnt sein und ich konnte es nicht. Papa war geschickter. Als die drei Bäume umgelegt waren, halt unser Pionier auch noch beim Entfernen der Zweige. Ihm ging das ruck-zuck von der Hand. Mittags lagen die Stämme nackt im Gelände. Die Äste hatten wir beiseite geräumt.

Sie mussten noch transportgerecht zerkleinert werden und die kleinen Zweige mit den Blättern sollten runter. Aber nun ging es erst einmal ans Zersägen der Stämme, wofür der Waldarbeiter uns noch ein paar gute Ratschläge gab, ehe er sich verabschiedete. Die Sägerei war von zwei Personen zu leisten, eine langwierige, mühsame und sehr stumpfsinnige Arbeit. Es wäre meine Aufgabe gewesen, an einem Ende der Säge mitzuwirken. Doch es ging mir wie weiland dem Tom Sawyer beim Streichen des Zaunes der Tante Sally.

Es hatte sich sogar ein General eingefunden bei unseren drei Buchen. Onkel Siegfried kam einen Tag lang sägen helfen. Er brachte uns eine halbierte Stulle mit. Zwei große Scheiben gutes Bauernbrot, dazwischen Griebenschmalz, Halbe-Halbe für Vater und Sohn. Auch Förster Meister kam vorbei, legte Hand an und demonstrierte die Kunst des Sägens. Er hatte im Rucksack ein paar Äpfel. Die Sorte heiße Schafsnase. Ich habe sie als überaus wohlschmeckend in Erinnerung. besonders mit Schmalzstulle, bei gutem Wetter und angesichts harter Arbeit im Herbstwald genossen. Der Förster fühlte sich geehrt, als Papa ihn dem Ex-General vorstellte, an dessen Breecheshosen zu erkennen war, wo früher dicke rote Generalsstreifen prangten. Onkel Siegfried erwies sich als tüchtiger und dabei gut gelaunter Sägepartner. Mittags kam Onkel Walter zusammen mit unserem Nachbarn Feddersen nebst Sohn Gert. Onkel Walter, „einst auch ein EK-Eins Gefreiter des Ersten Weltkrieges“ (er spielte an auf Adolf Hitler), war im Zweiten Weltkrieg in Berlin ehrenamtlich als Luftschutzwart zur Erstarbung der Heimatfront tätig gewesen, sagte er. Er wurde dabei mit Familie und Nachbarn unter den Trümmern seines Hauses verschüttet. Ihr neues Quartier fiel bald darauf Phosphor-Brandbomben zum Opfer. Dann geriet er noch einmal am Arbeitsplatz beim Bombardement mit Luftminen in arge Bedrängnis. Er wurde verwundet. Die sogenannte Heimatfront war damals gefährlicher als so mancher Frontabschnitt draußen. Nach dem Krieg kam Onkel Walter zurück in die Heimat seiner Väter, wo er vor dem Krieg die sehr ansehnlichen Monatshefte „Das schöne Wittgenstein“ herausgebracht hatte.

Onkel Walter brachte einen kleinen Flachmann mit in den Wald, der zur Stimmung beitrug. Weil Heranwachsender durfte ich nur schnuppern. Der selbstgebrannte Schnaps roch miserabel. Für mich hatte er ein paar Anisbonbons in der Tasche, die am Papier verklebt waren und deutlich aus besseren Zeiten stammten. Doch vor allem brachte er uns die gute Nachricht, einen Holzfuhrmann an der Hand zu haben, der für ein technisches Problem seines Fuhrbetriebes dringend Papas ingenüösen Rat suchte. Damit war der baldige Abtransport unseres Brennholz-Deputates gesichert, was mich sehr beruhigte.

Die Stimmung war fröhlich. Seltsam. Sägen ist wirklich mühsam, aber alle wollten ran an die Arbeit. Es war nach dem Kriege eine erste Chance zum Aufwärts, zum miteinander Handanlegen. Dabei war es eine übel hungrige Zeit und der Silberstreif am Horizont war dünn, sehr dünn. Wir verbreiterten ihn durch einen unerklärlichen Optimismus. Feddersens wurden mit Oma und drei Kindern 1943 über Portugal nach Deutschland verbracht, als die Republik Chile auf Druck der USA Deutschland widerwillig den Krieg erklärte. Herr Feddersen gehörte zum diplomatischen Korps. Die Familie wohnte direkt nebenan von uns in einem sogenannten Behelfsheim, einer kleinen dunkelgrün gebeizten Baracke, von denen es für Ausgebombte mittlerweile zigtausende gab. Ihr Diplomatengepäck war im Bombenkrieg irgendwo verschollen. Ihnen ging es so wie uns. Sie hatten einen NSV-Herd bekommen, einen Topf, ein Töpfchen und eine Pfanne. Gert setzte mich in Kenntnis, dass auch sie gestern von der Gemeinde drei Buchenbäume zugeteilt bekommen hätten.

Drei Jahre lang, bis 1948, als die Währungsreform neue Dimensionen setzte, wurde Holzmachen (wie es in Laasphe heißt) für Papa und mich ein fester Bestandteil des Jahreslaufes. Wir legten jedes Mal die weißen Frotteeshawls um den Hals (die wirklich gut waren – Mama sei Dank).

Als unser Holz vor dem Zaun unserer Wohnstätte angeliefert war – der Holzfuhrmann half beim Abladen – galt es, die Stämme in axtgerechte Scheiben zersägen zu lassen. Dafür kommt eine Motorsäge vors Haus. Deren schriller Gesang war wochenlang ringsum zu hören. Als wir endlich an der Reihe waren, hatte der Winter schon eingesetzt. Im Hof der dicke Hauklotz war die nächste schweißtreibende Wirkungsstätte. Papa ließ mich da nicht ran. Ich trug die zersägten Stämme vom Straßenrand zum Hauklotz, wo Papa sie zerhackte. Ich bewunderte, wie bedächtig er das machte. Mir kam eine Geschichte aus der Schulbibel, dritte Klasse Volksschule, in den Sinn, die ich in kurzen Worten berichten möchte.

Unter der Überschrift Vadder Sodbrink wird von einem Steineklopfer berichtet. Ich erinnere mich noch selbst daran, wie sie in langer Reihe am Straßenrand hockten, auf kleinen einbeinigen Schemelchen, und mit dem Hammer aus dicken Steinen den Straßensplit hämmerten. Junge Burschen, von der Sonne gebräunt. Zwischen ihnen ein Alter, dem es bei den Hammerschlägen an jugendlicher Kraft fehlte. Doch er hatte Feierabends immer den größten Haufen Split neben sich liegen. Die jungen Männer kamen, staunten, fragten ihn; „Wie machst du das, Vadder Sodbrink?“ „Erst drehen bis hin zur richtigen Stelle, sachte, sachte, dann feste Klack,“ sagte der Alte. Genauso machte es Papa beim Holzhacken. Er berücksichtigte Astansätze, Jahresringe und die Form des Blockes Buchenholz. Ich war manuell und auch sportlich immer eine Niete. Das hätte ich vom Opa geerbt, von seinem Vater, sagte Papa, der es gar nicht mochte, wenn ich eine Axt in die Hand nahm. Aber später, als ich Kaufmann war und selbstständiger Unternehmer, danach auch als Politiker, erinnerte ich mich an Vadder Sodbrinks schlichten Satz für Berufspraxis und Lebensgestaltung: „Sachte drehen, sachte wenden, feste Klack.“ Ich habe aber auch begreifen müssen, warum Vadder Sodbrink schon ein alter Mann war. Sein Erfolg beim Steinekloppen ging zurück auf seine jahrzehntelange Erfahrung. An wie viel Kilometern Straßenrand mochte er schon gehockt haben, der silberstopplige alte Arbeitsmann.

Papas Leistung beim Holzhacken lag nicht zuletzt daran, dass Holz ihm Spaß machte. „Wer schaffen will muss fröhlich sein,“ sagte er, als ich bewunderte, wie er am Hauklotz die Axt schwang. Bei mir wollte sich in meinem Aufgabenbereich keine Fröhlichkeit einstellen. Onkel Wilhelm hatte uns in einem niedrigen Verschlag hintendrin einen Brennholzlagerplatz angeboten, wo ich die Scheite platzsparend stapelte. Mit meinen Fausthandschuhen war es nicht zu bewerkstelligen. Die Finger wurden gebraucht. Sie froren. Es war eine bewegungsarme Tätigkeit auf Knien und in der Hocke. Mein Kopf stieß oben an. Mama schaute nach uns und sie stellte fest: „Et is arsch kalt!“ (hochdeutsch: Es ist arg kalt). Mama stammt aus Linz, der bunten Stadt am Rhein, die einst zu Kur-Köln gehörte. Meine Vaterstadt ist Köln.

Mama teilte mit, sie sei in Anbetracht der Kälte mit Teezubereitung beschäftigt und würde gern ein Tässchen anbieten. Nach dieser Einladung floh ich unverzüglich in unsere karge Wohnräumlichkeit. Im NSV-Herd brannten die ersten Scheite aus Papas Schaffen. Auf dem Feuer kochte Wasser, womit Mama getrocknete Apfelschalen begoss, die Großtante Elly spendiert hatte. Mama rieb mir meine verfrorenen Hände, an denen die Fingerspitzen schmerzten. Ich dachte an Andersens Märchen „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“.

Auch die Föß taten weh, als ich sie in die Schüssel mit warmem Wasser setzte. Der ganze Körper gab Signale des Unmutes. Aber dann schlich das Behagen wohliger Wärme in die Figur. Ich schlürfte den heißen Aufguss, der gut roch. Papa kam auch „zum Tee“. Wir rührten dunkelbraune Zuckermelasse rein, angeblich ein Halbfertigprodukt des Zuckers, Rohstoff des Rums (sofern gewonnen aus von Zuckerrohr). Unsere Rübenmelasse, – mehr bitter als süß – war uns sogenannten „Normalverbrauchern“ zwar als Melasse zugeteilt, doch es waren die Rückstände aus der Zuckerfabrikation. Papa hielt die stinkige Schmiere für bekömmlich, weil sie auch von Schweinen gefressen wird. Er empfahl mir außerdem kürzere Rhythmen von Holzstapeln und Aufwärmen. Jedenfalls musste diese Arbeit jetzt gemacht werden. Und „wer Schaffen will muss fröhlich sein!“ Er schlug vor, in den Tee- und Wärmepausen über erbauliche Themen zu plaudern. Ich berichtete von ersten Ansätzen eines neuen philosophischen Weltbildes, die mir beim Scheitestapeln gekommen waren. Den „Lehrsatz No. 1“ formulierte ich 1945/‘46 für den Eigenbedarf: „Nur Kälte macht die Wärme wohl.“ Papa fand den Satz beeindruckend, ohne den Umfang meiner Erkenntnis ganz zu erfassen. Er nannte mich freundlich das „Filosöfchen in Sachen Relativität und Öfchen“. Fröhlich verließen wir Mama, die uns auch für die nächste Pause Apfelschalensud versprach. Den Hunger, der uns damals überall begleitete, unsere sehr schlichte und unzureichende Kleidung, dabei besonders das zerfallende Schuhwerk, das dürftige Umfeld und die allseits anzutreffende Not, besonders die vielen Kriegsversehrten, Heimatvertriebenen, Kriegerwitwen und Waisen, die Kriegsgefangenen, damals noch viele Jahre lang in Russland festgehalten, Trümmerhaufen der Städte, erste erschütternde Berichte vom Holocaust – all das war ein Umfeld, wovon sich das Gute deutlich abhob. Familiensinn und die einfachsten Formen einer urtümlichen Lebensfreude gediehen. Die Scheibe gutes Brot wurde zur Delikatesse. Das kleine Döschen Streichhölzer war ein hochwillkommenes Mitbringsel. Was nutzen Herd und Holz ohne eine Flamme? Ein Streichholz musste da genügen. Damit wurde ein gefalteter Papierstreifen (Fidibus) angesteckt, der im Herd das Anmachholz aus trockenen Fichtenspänen entflammte und schließlich glühten die Ränder der Buchenscheite und begannen, ihre Heizkraft zu entfalten.

Frankreich ließ sich aus Deutschlands Ruhrgebiet Güterzüge mit Kohle als Reparation (Kriegsentschädigung) liefern. Die deutschen Lokomotivführer fuhren die Züge langsam durch die zerbombten Städte. Sportliche Großstädter sprangen auf, die schmissen im Dienst der frierenden Allgemeinheit Kohlenbrocken von den Waggons runter neben den Schienenstrang, von wo sie in Einkaufstaschen unauffällig davongetragen wurden. „Fringsen“ hieß die Methode, benannt nach Kölns damaligem Erzbischof Kardinal Josef Frings (1887 – 1978). Der zeigte in den schweren Wintern nach dem Kriege öffentlich Verständnis für diesen notwendigen „Kohlen-Mundraub“. Voraussetzung für diese Reparationslieferungen waren die Kohlengruben im Ruhrpott. Die wieder brauchten zum Ausbau der Flöze Grubenstempel, welche aus Fichtenholz sind. Das harzreiche Holz der Fichte ist gutes Anmachholz. Dieses lag zum Abtransport ins Ruhrgebiet stapelweise in Wittgensteins Wäldern. Deshalb glitten im Winter öfters Schlitten mit der schlanken Fracht eines Grubenstempels zu Tale. Die Förster schauten weg, Ortspolizist Knebel blickte in andere Richtung. Und den Amerikanern war es wurscht, was die Franzosen bekamen. Ein Sägebock war vorhanden. Die beiden ehrenwerten Herrn Onkel Wilhelm und Papa sollten es nicht wissen. Mama dachte pragmatisch. Sie wurde meine Sägekomplizin. Drei Grubenstempel versorgten die ganze Hausgemeinschaft mit Anmachholz. Die Motorsäge nahmen wir für gefringste Grubenstempel nicht in Anspruch. Das Zersägen und Zerhacken

wurde von Mama und mir geleistet hinter dem Verschlag geleistet. Wir waren ein Gangsterduo. Onkel Wilhelm und Papa stellten sich ahnungslos.

Ich schleppte die Scheite des Fichtenholzes die Treppe rauf unter den Dachbogen. Dort war an einem dicken tragenden Balken des Dachstuhls ein Hebelgerät installiert, auf dem sich nach dem physikalischen Prinzip „Kraft mal Kraftarm gleich Last mal Lastarm“ die Fichtenholzscheite zerspannen ließen. Einen Korb voll Anmachholz stellte ich für alle im Hause bereit. Außerdem stand dort oben ein Schließkorb voll mit alten Büchern. Zwei davon, ein Schmales und ein Dickes, wurden zur wichtigen Lektüre für mich. Tante Hilde, die sich als Hebamme betätigte, besaß ein altes großformatiges, ledergebundenes Lehrbuch der Geburtshilfe, welches in zahlreichen farbigen Lithografien Problemfälle und Abartigkeiten im Bereich der Gynäkologie beschrieb und in brillanter Deutlichkeit fast lebensgroß illustrierte. Warum dieser kostbare Band auf dem Dachboden im Schließkorb gelandet war, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls waren die Abbildungen und Texte dazu angetan, einem heranwachsenden Jüngling pubertäre Impulse sexueller Triebhaftigkeit erheblich zu reduzieren. Der permanente Kohldampf wirkte in dieser Hinsicht ebenfalls dämpfend. Nach der Regelung der Brennstoffversorgung war Hunger damals die zweite große Herausforderung an unseren Überlebenswillen.

Der große Schließkorb war ein Prachtstück der Korbflechterkunst. Ich ließ mich schon in Jugendjahren gern von einem handwerklich gefertigten Gegenstand beeindrucken. Ich fühle, dass Werkstücke beseelt werden von dem, der sie in gekonnter Hand- und Geistesarbeit geduldig und mit dem Herzen bei der Sache anfasst und herstellt. Das kann eine Stradivari sein oder ein Glas, ein Schrank, ein gutes Brot, eine deftige Wurst, ein Blütenkranz, ein Pullover, ein Kleid, auch ein handgefertigter Besen aus der Behindertenwerkstatt.

Was ich neben den Hebammen-Lehrbüchern nicht beachtet hatte, war in dem Bücherkorb ein schmales Bändchen. Titel: „Heraklit“. Das kleine Büchlein über den Erfinder des Wortes „Philosophie“ (Liebe zur Weisheit) fiel mir damals zum richtigen Zeitpunkt in die Hände. Mein „Nur Kälte macht die Wärme wohliger“ wurde mir vom ersten Philosophen des Abendlandes bestätigt.

(Aufgefundene Datei/Abgetippter Ausdruck/Abgetippter Ausdruck)

1954: Augenklinik

Von April bis Juli 1954 war ich in der Augenklinik. Es gab Tropfen zum Weiten der Pupillen. Dazu eine Lochbrille. Prof. Jaensch erklärte meine Augäpfel zur Chefsache und applizierte Cortison rund um die Iris.

Die Stationsschwester hieß Barbara. Sie war streng. Abends kam Nachtschwester Gertrud. Nachtschwester Gertrud war Ostpreußin. Mitternachts besuchte ich sie. Wir plauderten ein halbes Stündchen. Sie war vom ersten bis letzten Kriegstag Operationschwester in Feldlazaretten gewesen. Danach betreute sie zehn Jahre lang Verwundete, denen beide Beine und beide Arme fehlten. Von ihnen wusste auswärts keiner was. Sie waren für tot erklärt. Auf eigenen Wunsch. Der Stationsarzt hatte uns das gesagt. Als ich Schwester Gertrud mal nach Kriegserlebnissen fragten, wich sie aus und sagte nur: „Ach Harmannchen!“

Ich machte mir Sorgen: „Wo bekomme ich den Blindenhund? Wie lerne ich Brailleschrift?“ Schwester Gertrud beruhigte mich: „Harmannchen, Du bist hier in besten Händen. Und die Solidargemeinschaft sorgt für dich!“

Solidarität sei mehr als eine Risikoversicherung. Es gehöre Nächstenliebe dazu! Jeder demokratische Staat sei Solidargemeinschaft! Auch ich müsse eine Aufgabe darin übernehmen. Sie teilte mich der Politik zu. Doch das wollte ich nicht und sagte ihr das. Da wurde sie deutlich: „Hier wird solidarisch geholfen. Selbst bezahlen kannst du nicht? Und weil du ein braver Kerl bist, wirst du dein Teilchen beitragen wollen zur Solidarität unter den Menschen. Wie willst du das tun? Als freiwilliger Feuerwehrmann? Dafür bist du nicht begabt. Geh in eine demokratische Partei und denke daran: Der Preis der Freiheit ist die Freiwilligkeit.

Einige Mitternächte später versprach ich meinen Eintritt in eine Partei. Sie war gerührt: Die Partei müsse ich mir selbst aussuchen. Hundertprozentig sei keine. Wo du mehr als halb dafür ist, da musst du ganz dabei sein! IN den folgenden Nächten thematisierte sie die Geschichte der Arbeiterbewegung. Ich hatte keine Ahnung davon, hatte mich in den Nachkriegsjahren nie damit beschäftigt. Und davor die Nazis hatten es mir auch nicht beigebracht.

Am Entlassungstag im Juli empfahl mir die strenge Barbara in Anbetracht sommerlicher Lichtfülle noch ein paar Tage Lochbrille. Die Löcher waren jetzt etwas größer. Sie nahm das Gerät von meiner Nase und betrachtete die Augen wie ein Meister das gelungene Werkstück. Sie sprach: „Wir alle freuen uns!“ Auch der Professor sagte das, als ich mich von ihm verabschiedete und ihm für seine Hilfe dankte. Er schaute mir tief in die Augen, nickte zufrieden und sagten: „Wir alle freuen uns!“

Getreu meinem Versprechen begab ich mich zunächst in das Essener Gewerkschaftshaus zur Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen. Es empfing mich Kurt Tiedgen. Der Typ

gefiel mir. Sein weltumspannendes Interesse machte sich fest an der Lochbrille. Nach einer Stunde hatte sich Kurt meinen Wissensschatz über die Augenheilkunde angeeignet. Zum Schluss lud er mich zu seinem Geburtstag ein. Ihm seien für das Festmahl drei Stallhasen versprochen. Die würde er als Hobbykoch selbst zubereiten. Er beschrieb mir das Rezept der Soße.

Der Besuch im Parteibüro der SPD war ein Kontrastprogramm. Aus dem Parteibüro tönte „Ja!“ als ich anklopfte. Ein älterer Herr sah Schriftstücke durch. Er blickte hoch, sagte wieder „Ja?“ „Ich möchte die Mitgliedschaft beantragen!“ „So?“ Er musterte mich: „Lochbrille?“ Ich nickte. Er erhob sich, sagte „Willi Hintzen“, drückte mir über den Tisch die Hand. Dann fragte er geradeaus: „Warum Lochbrille?“

Ich erzählte von meinem Vierteljahr in der Augenklinik, von Schwester Getrud, von der Solidargemeinschaft. Willi Hintzen unterbrach mich nicht. Er reichte mir das Aufnahmeformular. Dazu einen Kugelschreiber. Die waren damals eine Neuheit. Seiner war rot. Es stand SPD drauf. Er wollte ihn nicht zurück. Der sei für Getrud. „Kennst du den Gruß der Jungsozialisten? Nein? Freundschaft! Sie werden dich einladen zu ihren Wochenendschulungen in der Jugendherberge Velbert! Gute Vorträge und nette Geselligkeit. Besuchst du die Volkshochschule? Nein? Tu das! Wissen ist Macht! Dein Beitrag ist drei Mark sechzig, die Aufnahmegebühr beträgt eine Mark achtzig. Das Parteibuch bringt dir der Kassierer. Noch Fragen? Nein? Dann mach’s gut!“ So fing es an. Ich hatte es mir etwas feierlicher vorgestellt.

Ich schrieb Schwester Gertrud, legte den Kugelschreiber dazu. Als ich die Lochbrille zurückbrachte, hatte ich zwei Sträuße dabei. Schwester Barbara brachte ich bunte Sommerblüten. Ich bekam Kaffee und Kekse. Für Schwester Gertrud hinterließ ich rote Nelken mit Rittersporn. Dazu ein Foto von uns beiden, ich mit Lochbrille. Barbara lachte über das Bildchen. Das Leben und die Zukunft lachten auch. Wir waren fröhlich. Zum ersten Mal konnte ich sie richtig betrachten. Bewundernd sagte ich: „Schwester Barbara, wenn sie so lieb lachen, dann leuchten sie wie ein Engel!“

Nachtschwester Gertrud antwortete nicht auf meinen Brief. Schon vorher hatte sie mir mitgeteilt, Schreiben und Telefonieren seien nicht ihre Sache.

Ich bin Politiker geworden.

Die Heilsarmee beherbergt Obdachlose. Sie werden gesättigt, sollen duschen, sie übernachten blau-weiß kariert, bekommen Haarschnitt, Kleiderpflege, gute Worte. Dann müssen sie weiter. Neue Kunden warten.

Die Heilsarmee singt an zentralen Plätzen fromme Texte zu volkstümlichen Melodien. Ein Pfarrerssohn witzelte frech, sie sängen: „Auf dem Weg nach Golgatha, Hollahi, Hollaho“. Aber das singen sie nicht.

In der Innenstadt traf ich so eine singende Formation in blauer Uniform, die Männer mit Schirmmütze, die Frauen mit Schutenhütchen. Eine Heilssoldatin winkte mir aus dem zweiten Glied. Es war Schwester Gertrud. Sie lachte. Doch sie trat nicht aus der Formation. Als die kleine Gruppe weitermarschierte, winkte wir uns noch mal. Ich blickte ihnen nach und dachte: Die Solidargemeinschaft ist von bunter Vielfalt.

Jetzt ist Schwester Gertrud im Himmel. Vielleicht schaut sie heute auf uns runter und sagt: „Harzlichen Glückwunsch, Harmannchen! Sind das deine Freunde?“ Ich antworte: „Ja, das sind meine Freunde!“ Und ich füge hinzu: „Danke, Schwester Gertrud!“

(Abgetippter Ausdruck/Abgetippter Ausdruck/Abgetippter Ausdruck)

Die 60er

Nachdem meine Krankheit mich immer wieder behindert und mir das Leben schwer macht habe ich mich dazu entschlossen, meinen Beruf als Handelsvertreter aufzugeben. Ständige Schmerzen und die unablässige Abhängigkeit von Schmerzmitteln lassen es geraten erscheinen, meinen beruflichen Einsatz in eine Form hinkriegen, die ein Minimum an körperlichen Aufwand mit einem Maximum an geistiger Entfaltung möglichst verbindet. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass meine Selbsteinschätzung erst durch meine Krankheit über jenes Mittelmaß hinausging, welches ich mir vordem bis dahin pflegte. Heute weiß ich, dass sehr viel mehr in mir steckt als Zuverlässigkeit und die Ausübung des Erlernten. Ich bin mir zwar des Risikos bewusst, dass ich eingehe. Aber es würde sich ohne dies die Frage erheben, ob ich für den Außendienst noch taue, nachdem der Morbus Bechterew nach gegenwärtiger medizinischer Erkenntnis nicht zu heilen ist, nachdem er sich durch die meisten meiner Nächte trotz Zäpfchen und Pillen zieht und ich oftmals auch dann schlaflos und unter Schmerzen dies verbringe und nachdem als Folge des einzige wirkenden Mitteln nun auch meine Haut mit einem Ekzem zu überziehen beginnt.

Seien sie versichert, dass ich durch aus nicht resigniere. Ich habe eine reizende Frau, wir haben den Mut, drei wohlgeratene Kinder in die Welt zu setzen. Wie haben uns ein kleines Häuschen gekauft, ich habe Ersparnisse geschaffen, die zwar nicht für den Rest meiner Tage ausreichen, um sorglos davon leben zu können, die aber doch nennenswert genug sind, um mich der drückenden Sorge totaler Mutlosigkeit nicht zu entheben. Ich genieße wirklich öffentliches Ansehen n hier in Darmstadt.

Ich weiß, dass man mich in Anbetracht meiner Krankheit sofort in den Innendienst übernehmen würde, wenn ich Sie darum bitte. Ich weiß, dass sie auf meine Krankheit Rücksicht nehmen würden und dass ich als alter und wohl auch bewährter Mitarbeiter Ihres Hauses keine Sorge haben müsste, in Zukunft meinen Lebensunterhalt bei Ihnen zu verdienen. Ich glaube überdies, dass ein lahmer Ritter deshalb noch kein schlechter Ritter für Sie wäre.

Dennoch habe ich mich dazu entschlossen, Konsequenz aus Situation zu ziehen, die eine Trennung bedeuten. Ich kenne nicht zum Resignieren in der Welt, sondern ich spüre oder ahne, dass ich mir noch eine neue Gestaltungskraft steckt, die nach Erfüllung drängt.

Es fällt mir schwer, diesen Brief zu schreiben. Ich bin jetzt mehr als 22 Jahre lang bei Ihnen tätig. Ich fühle mich dazu gehörig, habe mich bei Ihnen wohlfühlt und habe Ihnen für vieles zu danken. Ich möchte jetzt mit einem kleinen und unvollständigen Aufzählung beginnen all der Dinge und Ereignisse, durch die ich mich Ihnen verbunden fühle und für die ich Ihnen Dank schulde.

Sie haben mir als Lehrling ein auskömmliches Gehalt bezahlt, von dem ich leben konnte. Sonst hätte ich keine kaufmännische Lehre machen können. Nach dem Tod meiner Mutter erhielt auf Weisung Ihrer Frau Mutter mein Vater noch über Monate hinweg jeden Morgen in der Kantine ein reichliches Frühstück serviert. Ich habe das selbst aufgekündigt, sonst bekäme er es vielleicht noch heute. Meine Berufsausbildung wurde auf Ihre Kosten in großzügiger Weise gefördert durch ein halbjähriges Praktikum in Papierfabrik und Druckerei. Sie haben über mein politisches Andersdenken ebenso hinweggesehen wie sie auch manche Unbequemlichkeit, die ich Ihnen in meiner Zeit als Betriebsratsvorsitzender bereitete,

niemals persönlich genommen haben. Im Gegenteil haben Sie mich, als ich mich in persönlichen Schwierigkeiten befand, durch noble Zurückzahlung unterstützt und mich anderweitig ermutigt, mit meiner Lage fertig zu werden. Als ich Ihren Herrn Vater einmal geschäftlich nach München begleitete und er erfuhr, dass ich München noch nicht kannte, hat er mich bald darauf für eine Woche in die so schöne Stadt geschickt mit einem Auftrag, von dem er wusste, dass ich ihn in maximal zehn Stunden erledigen könnte. Als Herr Doktor Dieter Clasen bei gemeinsamen Reisen meine überaus sparsame Mahlzeit und bescheidenes Quartier leid war, hat er mich in Nürnberg ein Hotelapartment gemietet, in dem sonst Filmschauspieler abstiegen. Damit ich, wie er sagte, endlich mal zufrieden wäre. Und ich also mal aus Zorn, weil er mich zu einem Kundenbesuch nicht mitgenommen hatte und ich abends allein im Hotel warten musste, drei Portionen Spargel mit Schinken gegessen und drei Flaschen Wein getrunken hatte, wurde die Angelegenheit zwar mit einer Frage nach meinem gesundheitlichen Wohlergehen, ansonsten jedoch kommentarlos beglichen.

Es gibt viele Beispiele, die in meiner Erinnerung haften. Ich denke jedoch besonders gern an die hohe Ehre, die mir wiederfuhr, als ich zum 50. Jubiläum der Firma für die Begleitschaft eine Festrede halten durfte. Ihr Herr Vater hatte zwar vorher Wort für Wort ein Konzept festgelebt, als ich mich jedoch weigerte, eine Rede zu rezitieren statt sie selbst zu halten, gab er mir beschränkte Redefreiheit. Damals habe ich als Satzfuss gesagt: „Wir sind stolz auf unsere Firma! Wir sind stolz auf unseren Chef!“ Es gab einen tosenden Beifall von der Belegschaft. Bis auf den heutigen Tag habe ich dem nichts hinzuzufügen. Ich bin noch immer stolz auf diese Firma, in der ich gelernt habe, bin noch immer stolz auf den Chef, der mein Lehrmeister war. Ich habe ihm zu danken!

Ich fühle mich meinen Kollegen verbunden. Ich denke mit großer Hochachtung an den Prokuristen Ernst Rissel, der mich sehr geformt hat. Ich denke auch besonders gern an das bei allem Respekt fast freundschaftliche Verhältnis zu Herrn Doktor Dieter Claasen. Ich möchte mir das allzu gern erhalten. Ich möchte gern ihr Freund bleiben. Wenn es Ihnen recht ist würde ich statt der üblichen Vertreterabfindung lieber mit einem kleinen und unverbindlichen Beraterhonorar in Ihren Diensten bleiben.

Nichts würde mich mehr erfreuen, als wenn mir auf diese Weise der Kontakt zu Ihnen erhalten bleibt. Es müsste allerdings ein wirklich sehr kleines Beraterhonorar sein, denn meine Zeit soll es nicht zu sehr kosten. Schließlich will ich ja selbst etwas aufbauen. Es ist mir nie schwer gefallen, Ihnen in Treue zu dienen. Aber jetzt bin ich leider zu krank dafür. (...)

(Handschriftliche Notiz)

Um 1990: Growin und Klewian (...)

Growin und Klewian, Windenergie und Großelektro, die 13.Volksschule in Siemensstadt, Lehrer Hinze, Bolle reiste jüngst zu Pfingsten, Ziegenhaltung, die Welt ist ein Dorf, auch Staunen ist eine Begabung

In der 12.Legislaturperiode des Hessischen Landtages (1987 – 1991) reiste dessen Ausschuss für Wirtschaft, Technik und Verkehr zwecks Meinungsbildung in Sachen Windenergie an die Nordseeküste. Wir sahen dort die Neuentwicklungen Klewian und Growin (Kleine und Große Windkraftanlage). Eine bedeutende Elektrizitätsgesellschaft hatte von weither einen leitenden Direktor entsandt, um uns diese beiden Windräder vorzustellen, verbunden mit Ausführungen über die energiepolitische Zukunft des Windes. Wir nahmen vis-à-vis von den Geräten Aufstellung und der Großelektro gab seinen Text von sich, doch die beiden Geräte standen trotzig still und stumm am Strand herum, obgleich der Wind sich spürbar regte. Die Flügelräder rührten sich nicht, was den Vortragenden wahrnehmbar irritierte.

Beim gemeinsamen Mittagssmahl suchte ich die Nähe des Großelektros und kam auch neben ihm zu sitzen. Immerhin war ich Vorsitzender des Ausschusses mit 22 parlamentarischen Mitgliedern aus allen Fraktionen und dem Geschäftsführer, der gleichzeitig Parlamentsstenograph war. Es wurde an unserem Acht-Personen-Rundtisch von meinen Kollegen erwartet, dass ich nach netten Komplimenten an den Gastgeber ein Tischgespräch anbahne. Sie wurden Zeugen eiskühler Distanziertheit des offenbar missmutigen Elektrikers, der nach meinen warmen Worten einen dünnen Satz absonderte, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Danach schaute er weiterhin schweigend geradeaus. Das wurmte mich. Ich sagte: „Herr Direktor, ich freue mich immer, wenn der Berliner Dialekt erklingt! Ich kann oft sogar den Stadtteil heraushören!“ Mein Tischnachbar zuckte zusammen. Er sprach nämlich mit besonders präziser Silbentrennung, „wie sie typisch ist bei jenen, die sich darauf haben trainieren lassen, allzu grelles mundartliches Kolorit zu lindern. Bei ihm wehte nur noch ein kaum wahrnehmbarer Hauch Berliner Luft in seiner gepflegten Diktion. Und das mit dem Heraushören des Stadtteils war sowieso Blödsinn. Aber ich hatte im Unterbewusstsein das sichere Gefühl, irgendeine verbindende Gemeinsamkeit zu entdecken, die uns einander näher bringt (Von solch seltsamen Ahnungen ließ ich mich schon früher öfter mal erfolgreich leiten). Ich bin selbst in Berlin aufgewachsen und berlinerte jetzt: „In Ihrem Falle, Herr Direktor, tippe ich auf den Stadtbereich Spandau / Charlottenburg. Dem Direktor war anzusehen, wie sehr ich ihn anwiderte. Die Tischrunde verhielt sich still – in spürbarer Spannung. Dass es sich bei meiner Gesprächsführung um eine milde Maßregelung der elitären Arroganz des Großelektrikers handelte, merkten alle. Das konnte auch schiefgehen und mich dem Makel der Ungezogenheit aussetzen. „Das kennen Sie nicht. Ich war in der 13.Volksschule,“ sagte der Direktor kurz, knapp und sehr abschließend. Doch ich stellte mit mildem Triumph in den Raum: „Ich habe den Stadtteil präzise herausgehört! Die 13.Volksschule ist in Spandau am Rande von Charlottenburg!“ Der Direktor hatte sich mir zugedreht. Er starrte mich an. Sanft, doch laut und deutlich wagte ich noch ein Highlight: „Hieß Ihr Lehrer Hinze?“ Mein Gesprächspartner lallte leicht, als er antwortete: „Mein Lehrer hieß Hinze.“

Die Tischrunde atmete auf. Das war ein bravouröser Sieg in diesem Geplänkel. Die 13.Volksschule war damals eine kleine vierklassige Grundschule für sechsjährige i-Männchen/Mädchen bis rauf zu neun- bis zehnjährigen Püppies und Piepels. Es war eine der schönsten Volksschulen in Berlin, ein Entwurf vom Bauhaus in Dessau. Einstöckig. Vor jeder Klasse gab es im Schulgarten eine Freifläche. Aus der langen, hohen Fliederhecke, welche die Schule von dem nebenher laufenden öffentlichen Fliederweg trennte, schnitt Herr Hinze zum Muttertag Sträußchen für unsere Muttis. Es war die volle Blüte in dunklem Lila, von der im Frühling lieblicher Duft in unsere Klassenräume wehte. Die lichte Turnhalle, mit allerlei Sportgerät bestückt, begeisterte mich weniger, denn im Sport bin ich von Kindesbeinen an eine Niete. Vom großen Schulhof aus war der Volkspark Jungfernheide zu sehen, der in den Treptower Forst übergang, wo der Wald kilometerweit reichte. Leider wurde die Schule 1943 von Bomben zerstört.

So plauderte ich. Die Tischgesellschaft hörte zu. In der vierten Klasse, wir waren neun Jahre alt, wurde Fräulein März Klassenlehrerin. Herr Hinze rief einige Male nach mir, wenn aus kriegsbedingtem Lehrermangel die Kleinsten eine Stunde ohne Schulmeister waren. Fräulein März hatte nichts dagegen. Bei den Erstklässlern galt mein kleiner Sketch über den Klopsesser als Hit, nach dem sie jedes Mal verlangten. Wenn Herr Hinze mich ihnen als Aufsicht zuführte, dann begrüßte mich die Klasse mit hocheufreutem Jubel. Nachdem Herr Hinze gegangen war, nahm ich ohne Faxen am Lehrerpult Platz. Sobald Ruhe herrschte begann meine Show:

„Ick sitz und esse Klops
uff eenmal klopts. (ich ging vom Pult zur Klassentür und klopfte dran)
Die Tür jeh uff, ick denk nanu, (öffnete die Tür ein wenig)
jetzt is se uff, erst war se zu?
Ick jeh raus und kicke, (trat einen Schritt zum Nachschauen raus)
wer steht draußen? Icke! (kam zurück. Die ganze Klasse rief mit mir: „Icke!““

Nach dem „Icke“ folgte eine Spinngeschichte. Da sabbelte ich, was mir gerade einfiel. Obgleich noch ein sehr junger Entertainer wusste ich, dass der Schluss der Stunde noch eines Höhepunktes bedurfte. Der war Bolle, eine populäre Figur bei den Kindern der Reichshauptstadt. Sein Lied hat viele Strophen mit immer dem gleichen Refrain. Text und Melodie waren leicht zu lehren und zu lernen. Am Ende der Stunde sangen die i-Männchen begeistert in vollem Chor:

„Bolle reiste jüngst zu Pfinzgen
und Pankow war sein Ziel,
da verlor er seinen Jüngsten
janz plötzlich im Jewühl.
Ne volle halbe Stunde hat er nach ihm jespürt,
aba dennoch hat sich Bolle janz köstlich amüsiert,
aba dennoch hat sich Bolle janz köstlich amüsiert.“

An dieser Stelle hakte der Elektriker ein. Daran könne er sich erinnern. Auch er habe offenbar meinen Gesangsunterricht genossen. Wir tauschten – jetzt ganz von selbst per du – weitere Erinnerungen aus. Es gehörten dem Lehrkörper neben Herrn Hinze noch Fräulein März, das hübsche Fräulein Schmiedeck, Lehrer Müller in Knickerbockerhosen, der kriegsinvaliden Rektor Reschke, der im ersten Weltkrieg ein Bein verloren hatte und zeitweise Herr Zeckra an. Die beiden Letztgenannten gebrauchten den Rohrstock. Bei den Damen

konnte man mal eine Ohrfeige fangen. Herr Hinze schlug nie. Er konnte sehr schön loben und ermutigen. Auch der Bub aus der Laubenkolonie, dessen Eltern im Hause Ziegen hielten und dem seine Jacke etwas streng danach roch, war kein Paria in der Klasse. Herr Hinze packte – im übertragenen Sinne – die Ziege bei den Hörnern, thematisierte die Nützlichkeit dieses wahrscheinlich ältesten Haustieres der Menschheit, lobte den schmackhaften und gesunden Quark aus Ziegenmilch, gab dem kleinen Laubenpieper Fragen vor und ließ ihn zum Thema häusliche Ziegenhaltung sachverständig berichten. Seine Jacke müffelte weiter. Aber das war nun mal so. Zum hohen Gebrauchswert des Haustiers Ziege kam offenbar eine unvermeidbare Geruchsbelästigung.

Als sein Fahrer ihm beim Abschied die Wagentür öffnete, rief ich: „Vergiss Herrn Hinze nicht!“ Da kam der Großelektro die paar Schritte zurück auf mich zu. Er suchte eine Visitenkarte, fand aber keine. Ich hatte leider auch keine dabei. Wir drückten uns nochmal die Hand. Er betrachtete mich einen Blick lang nachdenklich, schüttelte den Kopf, lächelte und sprach: „Ich danke Dir!“ „Wofür?“ Er wies zur Küste auf Klewian & Growian, die noch immer regungslos dem Winde trotzten. Dann zog er mich zu sich heran, reckte sich und flüsterte mir ins Ohr.

Ich habe nie mehr was vom Großelektro gehört. Aus der Tischrunde sagte mir ein CDU-Kollege, dieser kleine Vorfall sei ihm ein unglaubliches Erlebnis gewesen. „Die Welt ist ein Dorf,“ meinte er. „Eben sah ich, wie der Herr Direktor auf die beiden Windräder wies und Ihnen was ins Ohr flüsterte. War es ein Geheimnis?“ „Ja. Aber ich will es Ihnen gerne verraten. Er sang ganz leise: »Aba dennoch hat sich Bolle ganz köstlich amüsiert!«“

Jahre später beriet mich in Darmstadt eine Innenarchitektin, die auch ein wenig berlinerte, etwas mehr, als damals mein Schulkamerad. Der sagte ich: „Ich will Sie jetzt nicht fragen, woher aus Berlin sie kommen. Aber ein kleines Erlebnis möchte ich gern berichten.“ Als ich damit fertig war, informierte mich die Rauausstatterin kühl und sachlich: „Ich habe auch die 13. Volksschule besucht, die jetzt Hermann von Siemens-Schule heißt. Sie steht an gleicher Stelle, allerdings etwas größer. Herr Hinze war Rektor.“ Ich rief: „Meine Güte, dann sind wir beide ja auch Schulkameraden! Die Welt ist ein Dorf.“ Sie nickte und schlug ohne weiteren Kommentar ihre dicken Musterbücher auf. Auch fröhliches Staunen ist eine Begabung. Ich betrachtete die Polsterstoffe und suchte einen aus. Beim Anblick der Sitzgruppe denke ich manchmal an die kühle Dame, mit der ich so gerne noch ein wenig über Siemensstadt, die 13. Volksschule, über den Namenspatron Hermann von Siemens und besonders über Herrn Hinze geplaudert hätte.

Vielleicht darf ich mit meinen Lesern noch etwas beim verehrten alten Lehrer verweilen und ihm in diesem Text ein kleines Denkmal setzen?

Bei Fräulein März konnte man mal eine Ohrfeige fangen. Herr Hinze schlug nie, aber er konnte sehr schön loben und ermutigen. Auch der stille Bub aus der Laubenkolonie, dessen Eltern in ihrer Wohnlaube Ziegen hielten und dessen Jacke dadurch etwas streng roch, war kein Paria in der Klasse. Als Herr Hinze bemerkte, dass keiner neben dem anrühigen kleinen Laubenpieper sitzen wollte, packte er das Problem bei den Ziegenhörnern. Er thematisierte die Nützlichkeit des genügsamen und wahrscheinlich ältesten Haustieres der Menschheit,

lobte den sehr schmackhaften und gesunden Quark aus Ziegenmilch, erzählte, dass auch seine Eltern Milchziegen hielten, ließ dann den kleinen Henschke, durch seine Zwischenfragen unterstützt, sachverständig berichten. Die Jacke müffelte zwar weiter. Aber das war nun mal so. Zum besonders hohen Gebrauchswert des Haustiers Ziege kam offenbar eine unvermeidbare Geruchsbelästigung. Mich betraf sie besonders. Herr Hinze hatte mir kommentarlos den Platz neben dem kleinen Schrebergärtner zugewiesen. Vermutlich sollte ich ihn ein wenig betreuen, denn besonders helle war er nicht, jedenfalls damals. Aber er ist immer versetzt worden. Ob meine Schulbank-Nachbarschaft dabei geholfen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ließ er mich mal Ziegenquark kosten, den er zum Butterbrot aus einem kleinen Töpfchen löffelte und der mit grünen Kräutern sehr liebevoll und schmackhaft angemacht war.

Im ersten Schuljahr ließ sich Lehrer Hinze von uns „Onkel“ nennen und wir sagten „Du“ zu ihm. Als unsere ersten Osterferien vorbei waren, nun in der zweiten Klasse, erklärte er uns, jetzt sei er der „Herr Hinze“ und wir mögen „Sie“ zu ihm sagen. Er erklärte uns die diesbezüglichen Bräuche und fügte hinzu, wenn er in die Klasse kommt und wir alle wie üblich aufgestanden sind und wenn er dann vor uns steht, dann würde er die Hand erheben. In diesem Moment sollten wir als Gruß artig „Heil Hitler!“ sagen. Aber bitte nicht so laut, denn wenn man jemandem „Guten Morgen“ sagt, dann brüllt man ja auch nicht. So geschah es. Er streckte seine Hand nicht weit vor sondern er knickte den rechten Unterarm hoch, die Finger leicht gespreizt. Wenn er die Hand oben hatte, schlug er mit den Fingern den Takt und wir sagten artig den „Deutschen Gruß“. Nach „Heil-Hitler,“ an dem er sich verbal nicht beteiligte, setzten wir uns und er sagte herzlich: „Guten Morgen, liebe Kinder!“

Er war mittelgroß, mittelschlank, trug grauen Anzug mit Weste. Immer denselben oder vielleicht hatte er zwei Exemplare. Auch seine Krawatte war immer gleich blau. Er war graumeliert mit Geheimratsecken, Anfang Fünfzig. Das Antlitz war ernst und gütig, der Blick aufmerksam. Lächeln war selten, gelacht hat er nie. Er war unverheiratet, lebte bei der Mutter. Mehr wussten wir nicht. Manchmal, wenn wir morgens kamen, vollendete er soeben für uns mit bunter Kreide ein schönes Bild an der Tafel: Einen Apfel, ein Bauernhaus mit Strohdach oder die Bremer Stadtmusikanten.

(Aufgefundene Datei)

Die 90er: Zigarren verboten

Jahrelang ging ich einmal im Monat in die kleine Bankfiliale, um Mark gegen Forint zu tauschen. immer die gleiche Summe. Die DM gab ich der Dame links am Tresen. Dafür bekam ich ein Zettelchen mit Nummer. Paar Schritte quer durch den Raum sitzt hinter Panzerglas die Dame, welche Forint verteilt. Reibungslos. Vorn im Raum steht der Revolvermann. Einen Sitzplatz hat er nicht. Sonst würde er wohl einschlafen, statt Gangster furchterregend einzuschüchtern. Welch ein Job. Ich gönnte ihm ein Lächeln, das er artig erwiderte. Doch dann kam der Tag meines Verstoßes. Die Zigarre. Ich hatte sie auf dem Weg zur Bank ausgehen lassen, weil es sich nicht schickt, in so einer kleinen Bankhalle zu paffen. Zum Wegwerfen war dieser Stummel noch zu lang. So an die sieben Zentimeter. Mit einer Hand stützte ich mich auf den Krückstock, die andere hielt die kalte Brasil.

So betrat ich die kleine Filiale. Es ging auch ganz reibungslos. Ich bekam das Nummernzettelchen, näherte mich dem Panzerglas. Da trat mir der Revolvermann in den Weg. Denn bei Entgegennahme der Nummer steckte ich mir, um eine Hand frei zu haben, den kalten Tabakwickel in den Mund. Kein unpassender Platz für eine Zigarre. Doch der Wachmann sagte streng: „Cigar, cigar, no, no! No cigar!“ Er versuchte tatsächlich, mich aus dem Raum raus auf die Straße zu drängen. Ich gestikulierte mit der Zigarre vor seinen Augen, vor seiner Nase: „Brennt nicht, glimmt nicht, ist ganz kalt!“ Da war nichts zu machen. Ein Soldat hat seine Befehle. Zigarre raus!

Ein Herr, der in der Nähe saß, erhob sich und trat freundlich heran. In fließendem Deutsch bot er mir an, mit dem anstößigen Gegenstand vor die Tür auf die Straße zu treten und mich dort zu erwarten, denn die Abwicklung seiner Angelegenheiten würde noch ein paar Minuten dauern. Aber ich war mittlerweile fest entschlossen, den halben Meter zu erobern, den ich brauchte, um die Hand der netten KassiererIn zu erreichen, die mir die Forinten aus dem Fensterchen ihrer Glasfestung entgegenstreckte. Ich schaffte es auch, ohne den Hausfrieden des Bankinstitutes nennenswert zu brechen.

Erledigt? Nein! Ohrfeigen könnte ich mich Ganz genau habe ich den netten Herrn vor Augen: Kluges Gesicht, silbernes Oberlippenbärtchen, Brille, dezent gekleidet. Sein Deutsch war fließend, hatte die hübsche Melodie, mit der gebildete Ungarn meine deutsche Muttersprache schmücken. Ein magyrischer Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Ich hatte mehrere betagte Freunde in Ungarn, die sich leider schon zu ihren Vätern versammelt haben. Auch sie sprachen exzellentes Deutsch mit Bedjarenakzent. Warum nur habe ich Rindvieh das Angebot des so wohlerzogen angenehmen Herrn nicht in Anspruch genommen? Ich hätte ihm den Stummel gereicht. Er würde ihn mit spitzen Fingern ergriffen haben. Wäre damit raus gegangen auf die Straße. Draußen neben der Tür hätte er eine Minute lang auf mich gewartet. Danach eine kleine Zeremonie der Rückgabe. Lachend. Plaudernd. Danach hätte ich am Stummel neue Glut entfacht, wäre nun meinerseits draußen stehen geblieben. Vielleicht würde er eine Kaffee-Einladung annehmen, nebenan im Restaurant? Vielleicht wären wir Freunde geworden?

Fehler bleiben uns im Leben nicht erspart. Ungarischen Lebensstil muss man können. Ich lerne noch.

(Aufgefundene Datei)

Rede ohne Traurigkeit

Die Frage nach dem Sinn des Lebens lasse sich nicht beantworten, meinte Albert Einstein. Er war allerdings davon überzeugt, dass es einen Sinn gibt. Nur bleibe der uns verborgen.

Auch Gott lässt sich nicht beschreiben. Es gibt nur einen Gott, bei den Christen allerdings als Dreieinigkeit aus Vater, Sohn und Heiligem Geist. Schon Mohammed hat sich über diese Dreiteiligkeit mokiert. Er zweifelte am Monotheismus der christlichen Lehre. Ich bin nicht so kritisch. Wohl dem, der zu Gott betet in Kirchen, Moscheen, Synagogen, Pagoden, in Tempeln oder sonstwo. Oder auch nicht. Jeder nach seiner Façon.

Sind Gott und Weltall ineinander? Und was war vor dem Big Bang? Endlos viele Big Bangs? Astrophysiker forschen. Ihre Entdeckungen gebären neue Fragen. Die Entstehung des Weltalls sei die Schlüsselfrage der Astronomie. Doch Ewigkeit und Unendlichkeit haben kein Entstehungsdatum. Deshalb stehen jeder und jedes genau im Zentrum des Seienden. Ich, du, er sie es sind Mittelpunkt. Jedes Teilchen überall im Universum ist Mitte. Wir Menschen schauen gerne in das uralte Licht der Sterne. Licht ist ewig. Alles ist ewig. Nichts geht im Weltall verloren. „Selbst das kleinste Flüsterwörtchen klingt fort bis an den jüngsten Tag.“

Warum gibt es mich? Bin ich am heutigen Tage dazu da, um diesen Text zu verfassen? Ich antworte mit einem klaren „JA!“ Sonst würde ich es vielleicht nicht tun. Ich halte „ICH“ für das größte Wunder im Seienden. Auch das „ICH“ ist unerklärlich für uns Erdenkinder. Warum gibt es mich? Wie ist es mit dem Schicksal des „ICH“? Ist es vorbestimmt? Endet es mit dem Tode? Religionen verheißen dem körperlosen „ICH“ im Jenseits das Paradies, Der Arzt und Astrologe Nostradamus prophezeite seinerzeit im Mittelalter, eines Tages würden die Menschen den Todestag geliebter Mitmenschen als Freudentag begehen und ihn – dann vielleicht in bunten Gewändern tanzend – feiern als den Geburtstag einer endlich ungehemmt glücklichen Seele, der kein Zahn mehr wehtut. Allerdings sei das erst im dritten Jahrtausend. Ich möchte hinzufügen: einige Auserwählte vielleicht schon früher. Selbst jetzt in gegenwärtiger Zeit ist es möglich.

Vor zwanzig Jahren lud ich meinen Freund, den damaligen Bundestagsabgeordneten Dr. Reinhold Staudt, nach einer Vorstandssitzung des SPD-Unterbezirks Darmstadt zum Abendessen ein. Beim „Schneckenschrüder“ in Jugenheim an der Bergstraße. Nach Wildmarkklößchensuppe und zwölf Schnecken verspeisten wir jeder noch eine halbe Ente mit guter fetter Soße, Kraut und Kartoffelknödeln, tranken dazu fröhlich ein Bouteilchen Bensheimer vom nahen hessischen Staatsweingut Bergstraße und waren bei angenehmem Geplauder heiteren Sinnes. Das üppige Gelage zweier guter Freunde wollte ich verstanden wissen als eine Vorfreude auf Reinholds in Kürze bevorstehenden fünfzigsten Geburtstag. Reinhold berichtete mir von dem Kalten Buffet, das bereits bestellt sei, sprach über den Kreis der geladenen Gäste und hob hervor, dass er während der Geburtstagsfeier in langem weißen Hemde und mit untergeschlagenen Beinen, gewissermaßen im Schneidersitz, in fünfzig Zentimeter Höhe unsichtbar zwischen uns Freunden herumzuschweben gedenke, bei jedem einen Moment verweilend. Mich irritierte dieser ungewöhnliche Programmpunkt. Das brachte ich zum Ausdruck. Da fragte Reinhold, ob er mich um eine Gefälligkeit bitten dürfe. Ob ich ihm zwei bis drei oder vier Tage vor diesem Wiegenfeste – das auf jeden Fall am

fünfzigsten Jahrestag seiner Geburt in seinem Hause stattzufinden habe, die Grabrede halten würde? Er betonte: kurz und ohne Traurigkeit“

Wer von uns beiden wem von uns beiden irgendwann die Grabrede hält, das wollen wir mal abwarten. Ich würde vorschlagen, nach der soeben stattgefundenen Fresserei zwecks behaglicher Verdauung erst mal einen Underberg zu trinken. Reinhold stimmte zu und erklärte mit Nachdruck, unser nettes Beisammensein jetzt noch nicht beenden zu wollen sondern vor Ort gemeinsam ein kleines Varietee zu besuchen, welches fußläufig gut erreichbar sei. Dort könnten wir nach Gutsherrenart den so schön begonnenen Abend beschließen und dabei in passendem Milieu munter im Diesseits voneinander Abschied nehmen bis zu unserer späteren glücklichen Wiedervereinigung jenseits im Paradiese.

Wir spazierten miteinander in das Etablissement, wo die Betreiberin mich besonders herzlich begrüßte. Was Reinhold überraschte. Ich war im nahen Schuldorf Bergstraße mit ihr zusammen im Elternbeirat, denn meine Tochter und ihre Tochter waren dort Klassenkameradinnen. Die Bekanntschaft erwies sich als nützlich, als es gegen Morgen um das Bezahlen unserer saftigen Zeche ging. Bereitwillig erhielten wir Kredit. Der schwarzhäutige Herkules und Lebensgefährte meiner Beiratskollegin, der in dem sündigen Nachtlokal als Ordnungskraft fungierte, brachte uns sogar mit dem Auto nachhause. Erst wurde Reinhold abgesetzt. Der bestand darauf, dass auch ich aussteige, weil er mich nochmal umarmen wolle. Das geschah vor seinem Hause kurz und herzlich. Wir haben danach am nächsten Tag miteinander telefoniert. Er lachte fröhlich über unser Abenteuer. Außer leichter Zahnschmerzen sei er guter Dinge. In der Varietee-Nacht hatte er sich als überaus fit erwiesen. Wir tranken guten trockenen Sekt vom Rhein, Marke Deinhard Lila, den wir mit kräftig gehopftem Bier Pilsener Brauart aus der Darmstädter Brauerei Rummel würzten – oder umgekehrt. Pils mit Sekt ist sehr gut verträglich. Irgendwann ging Reinhold zur Toilette, um sich in gehöriger Form von der üppigen Abendmahlzeit zu erleichtern. Das ist ihm offenbar gut gelungen, denn danach erschien er plötzlich auf der kleinen Varieteebühne, wo er den Auftritt eines Trios unbekleideter Fräuleins durch eine strahlend heitere aktive Beteiligung an ihrer Tanzdarbietung bereicherte, was er als ein hochmusikalischer Mensch rhythmisch bestens absolvierte, seinerseits voll bekleidet und körperlich sittsam distanziert. Das Haus war an diesem Abend schwach besucht, doch der Applaus der wenigen Gäste klang kräftig. Ich rang zwar die Hände, denn Freund Reinhold befand sich in seinem Wahlkreis. Rückblickend halte ich fest: Wir hatten guten Spaß miteinander in dieser langen Nacht! Das kleine Orchester gab sich Mühe, erfüllte uns bis zum frühen Morgen jeden Musikwunsch. Reinhold ließ sich eine Gitarre reichen, ein Instrument, das er meisterlich beherrschte. Wir sangen vom Rhein, wo im sonnigen Herbst die Traube schwillt, von der Pest an Bord vor Madagaskar, ließen Vorwärts-Vorwärts hell die Fanfaren schmettern, besuchten mit Hermann Löns die Lüneburger Heide, Beethovens „Ich liebe dich“ und unser ganzes Repertoire. Als die Musiker noch zugegen haben bat er mich, „Bel Ami“ auf der Bühne zu singen sowie das Lied von der Dunja. Das habe ich wunschgemäß erledigt und die Mädchen, die bei uns Platz genommen hatten, lobten mein Belcanto. Sie gaben sich wohlherzogen, zumal sich zeitweise auch ihre Chefin sich zu uns setzte. Wir tranken Pils mit Sekt, ein gutes Getränk für lange Nächte, wenn der Sekt in Ordnung ist. Wir tranken vom Rhein den Deinhard Lila. Zum Schluss rief Reinhold mit etwas schwerer Zunge laut und gebieterisch „Herr Ober, bitte zahlen!“ und sang dann noch zur Gitarre leise „Sag beim Abschied leise Servus ...“

Drei Tage später ging er zum Zahnarzt, einem Bruder des berühmten Humoristen Lorient. Der war von Reinholds Ehefrau Gisela bereits informiert, dass ihr Mann zwar ein mutiger Mensch sei, jedoch eine krankhafte Furcht vor Zahnbehandlungen habe. So wurde er von Lorient's Bruder gleich an der Tür besonders sanft begrüßt, behutsam reingeführt und mit zarten Worten in den Behandlungsstuhl komplimentiert. Reinhold setzte sich und war in dieser Sekunde des Platznehmens sofort tot.

Auf seinem Schreibtisch fand sich ein Zettel: „Im Falle meines Todes soll Hermann am Grab sprechen, Ohne Traurigkeit!“

(Aufgefundene Datei)